Universität Zürich[UZH]

UZH MAGAZIN

Die Wissenschaftszeitschrift
26. Jahrgang | Mai 2017 | **Nr. 2**

Mein Zwingli

Die Reformation in unseren Köpfen **ab Seite 20**

Unsichtbare Teilchen Zwei Physikerinnen jagen am Cern in Genf die dunkle Materie **Seite 10**

Atomarer Grössenwahn Historiker Thomas Buomberger über den Kalten Krieg **Seite 42**

Zeitungen ohne Zukunft Wie unsere Lesegewohnheiten die Medien verändern **Seite 46**

Deloitte.

Make a difference by being different.

Bring your talents to Deloitte, and you'll find a global network of support, leadership opportunities and diverse thinking. There's no limit to what you can achieve.

What impact will you make?
deloitte.com/ch/careers

© Deloitte AG. All rights reserved.

IMPRESSUM

Herausgeberin
Universitätsleitung der Universität Zürich durch die Abteilung Kommunikation

Leiter Publishing
David Werner, david.werner@kommunikation.uzh.ch

Verantwortliche Redaktion
Thomas Gull, thomas.gull@kommunikation.uzh.ch
Roger Nickl, roger.nickl@kommunikation.uzh.ch

Autorinnen und Autoren
Theo von Däniken, theo.vondaeniken@uzh.ch
Dr. Susanne Haller-Brem, haller-brem@bluewin.ch
Michael T. Ganz, michael@mtganz.ch
Prof. Bettina Gockel, bettina.gockel@khist.uzh.ch
Prof. Georg Kohler, kohler@philos.uzh.ch
Katja Rauch, katja.rauch@hispeed.ch
Adrian Ritter, adrian.ritter@kommunikation.uzh.ch
Simona Ryser, simona.ryser@bluewin.ch
Fabio Schönholzer, fabio.schoenholzer@uzh.ch
Dr. Tanja Wirz, tanja.wirz@gmx.ch
Claudio Zemp, claudio.zemp@gmx.ch

Fotografie / Illustration
Robert Huber, rh@roberthuber.com
Marc Latzel, contact@marclatzel.com
Ursula Meisser, foto@umeisser.ch
Gerda Tobler (Illustration), gerda@gerdatobler.ch
Stefan Walter, mail@stefanwalter.ch

Gestaltung/DTP
HinderSchlatterFeuz, Zürich

Korrektorat, Druck und Lithos
Bruhin AG, druck/media, Pfarrmatte 6, 8807 Freienbach

Adresse
Universität Zürich, Kommunikation,
Redaktion UZH MAGAZIN
Seilergraben 49, 8001 Zürich
Sekretariat: Steve Frei
Tel. 044 634 44 30 Fax 044 634 42 84
magazin@kommunikation.uzh.ch

Inserate
print-ad kretz gmbh, Tramstrasse 11, 8708 Männedorf
Telefon 044 924 20 70 Fax 044 924 20 79
info@kretzgmbh.ch

Auflage
20 000 Exemplare. Erscheint viermal jährlich

Abonnenten
Das UZH MAGAZIN kann kostenlos abonniert werden: publishing@kommunikation.uzh.ch

ISSN 2235-2805
Alle Rechte vorbehalten. Nachdruck von Artikeln mit Genehmigung der Redaktion

MIX
Papier aus verantwortungsvollen Quellen
FSC® C100438
FSC
www.fsc.org

Swiss Climate
Klimaneutral
gedruckt
SC2017042701 • www.swissclimate.ch

EDITORIAL

Zwingli und die kalten Krieger

Am 31. Oktober 1517 hämmerte Martin Luther seine 95 Thesen an das Portal der Schlosskirche in Wittenberg. Mit dieser öffentlichen Kritik am Ablasshandel der katholischen Kirche begann die Reformation. Sie zerstörte die religiöse Einheit Westeuropas. Aus dem Mantel der katholischen Kirche, der die europäische Christenheit schützend, aber auch einengend umschloss, wurde ein Flickwerk aus katholischen und reformierten Gebieten.

Heuer jährt sich der Auftakt der Reformation zum 500. Mal, Anlass auch für uns, über die Folgen dieses religiösen Umbruchs nachzudenken. Wir tun dies im Dossier dieses Hefts.

«Bildung machte Reformierte erfolgreich»: Tobias Straumann.

Dabei schauen wir aus der zürcherischen Perspektive auf die Reformation, die von Ulrich Zwingli verkörpert wird. Der Toggenburger Bauernsohn kam 1519 als Leutpriester ans Grossmünster und stiess in den folgenden Jahren die Reformation in Zürich an, die bald über die Grenzen der Stadt hinaus wirkte.

Die Reformation war nicht nur eine Glaubensspaltung, sie war auch ein Kulturbruch, der bis heute nachwirkt. Zwingli selbst war nicht nur Theologe, sondern auch ein Mann der Tat, der bereit war, zur Waffe zu greifen, um seine Überzeugungen durchzusetzen. UZH-Theologe Matthias Neugebauer porträtiert ihn in seinem neuen Buch als ethisches Genie und klugen politischen Taktiker.

Die Reformation war eine intellektuelle Revolution, die den Blick der Menschen auf die Welt veränderte. «Man erkannte, dass Kirche und Welt keine ewigen, göttlichen Ordnungen sind», erklärt der Theologe Peter Opitz. Das bedeute, dass die Menschen die religiöse, politische und soziale Ordnung selber gestalten und verbessern konnten. Die Reformation ermöglichte damit einen rationalen, nüchternen Blick auf die Welt, der aus der Sicht von Opitz ein wichtiger Treiber des wissenschaftlichen Fortschritts und später der Aufklärung war, die «ohne Reformation nur schwer denkbar wäre».

Die Protestanten galten als wirtschaftlich erfolgreicher als die Katholiken. Der Soziologe Max Weber erklärte dies vor gut einhundert Jahren mit seiner berühmten These der protestantischen Arbeitsethik. Die Dinge dürften etwas komplizierter sein, wie der Wirtschaftshistoriker Tobias Straumann im Interview darlegt. Ein entscheidender Faktor für den ökonomischen Erfolg war die Bildungsreform. Ausgelöst hat sie der Gedanke, dass jeder Gläubige die Bibel selber lesen sollte.

Weiter in diesem Heft: Der Kalte Krieg hielt die Welt nahezu ein halbes Jahrhundert eisern im Griff. Der Historiker Thomas Buomberger hat diese Zeit aus Schweizer Perspektive aufgearbeitet in seinem neuen Buch «Die Schweiz im Kalten Krieg 1945–1990». In seinem Essay in diesem Heft denkt er darüber nach, ob uns ein neuer Kalter Krieg droht oder ob wir schon mittendrin sind. – Das Internet stellt die publizistische Vorherrschaft der traditionellen Medien in Frage und untergräbt ihre ökonomische Basis. Im grossen Interview diskutieren der Journalist Casper Selg und der Medienwissenschaftler Otfried Jarren über die Zukunft der Medien.

Wir wünschen Ihnen eine anregende Lektüre,
Thomas Gull und Roger Nickl

HEUREKA
Schwerelose Zellen *Seite 6*

PHILOSOPHIE DES ALLTAGS
Lebendiger denn je *Seite 7*

BUCH FÜRS LEBEN
Denkspiele vom Reissbrett *Seite 8*

KUNSTSTÜCK
Kirchners Flucht *Seite 9*

RÜCKSPIEGEL
An die Barren! *Seite 9*

FORSCHUNG

Unsichtbare Teilchen
Physikerinnen der UZH jagen am Cern die dunkle Materie. Von Theo von Däniken *Seite 10*

Offene Wunden
Stammzellen können bei gestörter Wundheilung helfen. Von Susanne Haller-Brem *Seite 14*

Hirnmuster der Moral
Faires Verhalten aktiviert im Kopf bestimmte Schwingungsmuster. Von Katja Rauch *Seite 16*

Verbale Gefechte
In der Ukraine wird mit Waffen und Worten gekämpft. Von Tanja Wirz *Seite 18*

DOSSIER

Mein Zwingli
Die Reformation in unseren Köpfen

Moralischer Tatmensch
Zwingli war ein ethisches Genie und ein kluger politischer Taktiker. Von David Werner *Seite 22*

Glück auf Erden
Die Reformation veränderte auch das irdische Leben. Interview mit Peter Opitz *Seite 26*

Selbstverwalteter Glaube
Stadtbürger trieben die Reformation voran. Interview mit Thomas Maissen *Seite 31*

Bilder: Ernst Ludwig Kirchner, Die Strasse (Ausschnitt), 1913, ©2017 MoMA, New York / Scala, Florence; Jos Schmid; Zwingli-

46

Revolution der Sinne
Zwinglis Reformation krempelte das Leben in Zürich um. Von Roger Nickl *Seite 33*

Macht der Buchstaben
Das Lesen machte die Reformierten erfolgreich. Interview mit Tobias Straumann *Seite 36*

Selber denken
Zwingli vertraute auf den eigenen Verstand. Von Michael T. Ganz *Seite 39*

ESSAY

Mentales Wettrüsten
Der Kalte Krieg nährte Fantasien und hatte reale Folgen. Von Thomas Buomberger *Seite 42*

PORTRÄT

Umbruch im Osten
Nada Boškovska erforscht die Geschichte ihrer Heimat. Von Claudio Zemp *Seite 44*

INTERVIEW

Das Ende der Zeitung
Casper Selg und Otfried Jarren über die ungewisse Zukunft der Medien. *Seite 46*

BÜCHER

«Maiwald»
Oliver Diggelmanns Roman spürt mysteriösen Todesfällen nach. Von Roger Nickl *Seite 52*

SCHLUSSPUNKT

Vater Zwängli *Seite 54*

Porträt von Hans Asper (1531/32) / Keystone; Ursula Meisser

Erforscht in der Internationalen Raumstation ISS die Folgen der Schwerelosigkeit: Astronautin Samantha Cristoforetti.

Heureka – Neues aus der Forschung

Schwerelose Zellen

Die Zellen von Säugetieren sind optimal an die Schwerkraft angepasst. Doch wie reagieren sie, wenn die irdische Anziehungskraft wegfällt? Bis anhin haben viele Experimente Zellveränderungen – nach Stunden oder Tagen in der Schwerelosigkeit – nachgewiesen. Dennoch sind Astronauten nach langem Aufenthalt im Weltall ohne gesundheitliche Probleme auf die Erde zurückgekehrt. Es stellt sich deshalb die Frage, inwiefern Zellen fähig sind, sich Änderungen der Schwerkraft anzupassen. Nun zeigen UZH-Wissenschaftler erstmals anhand von Echtzeitmessungen auf der Internationalen Raumstation ISS, dass Zellen äusserst schnell auf veränderte Schwerkraftverhältnisse reagieren und ihre Funktion aufrechterhalten können. Sie erbringen damit auch den direkten Nachweis, dass bestimmte Zellfunktionen an die Schwerkraft gekoppelt sind. Das Ergebnis des ISS-Experiments ist auch eine gute Nachricht für die bemannte Raumfahrt, sagt Oliver Ullrich, Professor am Anatomischen Institut der UZH: «Es besteht die Hoffnung, dass unsere Zellen mit der Schwerelosigkeit viel besser zurechtkommen als bisher angenommen.»

Scientific Reports, DOI: 10.1038/s41598-017-00119-6

Hummeln verändern Pflanzen

Ohne Bestäuberinsekten läuft wenig: Bienen, Fliegen oder etwa Schmetterlinge übertragen die männlichen Pollenkörner auf die Narbe des weiblichen Griffels einer Pflanze und sichern dadurch deren Fortpflanzung. Nun zeigen Forscher vom Institut für Systematische und Evolutionäre Botanik der Universität Zürich, dass Bestäuberinsekten auch die Evolution von Pflanzen überraschend stark beeinflussen. Für ihr Experiment verwendeten UZH-Professor Florian Schiestl und Doktorand Daniel Gervasi den Rübsen – eine Pflanze aus der Gattung des Kohls und ein naher Verwandter des Rapses. Die Forscher liessen eine Pflanzengruppe über neun Generationen lang nur von Hummeln bestäuben, eine andere nur von Schwebefliegen, und eine dritte bestäubten sie von Hand. Danach analysierten sie die bestäubten Pflanzen, «die sich erstaunlich deutlich unterschieden», wie Florian Schiestl erklärt. Die von Hummeln bestäubten Pflanzen waren grösser und hatten stärker duftende Blüten mit mehr UV-Farbanteil – eine Farbe, die von Bienen und ihren Verwandten gesehen wird. Die von Schwebefliegen bestäubten Pflanzen hingegen waren kleiner, ihre Blüten dufteten weniger und bestäubten sich deutlich mehr selbst.

Die Erkenntnisse der Forscher sind von besonderem Interesse, da bestimmte Bestäuberinsekten, beispielsweise Bienen, durch starken Pestizideinsatz und Verarmung der Landschaft in den letzten Jahrzehnten massiv dezimiert worden sind. Es wäre laut Florian Schiestl denkbar, dass Pflanzen daher vermehrt auf Fliegen als Bestäuber angewiesen sind. Dies hätte die Evolution von schwächerem Blütenduft und mehr Selbstbestäubung zur Folge. Längerfristig würde dadurch die genetische Variabilität einer Pflanzenpopulation geschmälert und die Pflanzen würden krankheitsanfälliger.

Nature Communications, DOI: 10.1038/NCOMMS14691

Psychotherapie hilft bei Angststörungen

Jeder zehnte Mensch ist im Lauf seines Lebens von einer sozialen Angststörung betroffen, die ihn im Alltag stark einschränkt. Menschen mit einer sozialen Phobie fällt es etwa schwer, vor einer grösseren Gruppe oder mit unbekannten Menschen zu sprechen. Doch Angststörungen können behandelt werden, wie eine Studie von Forschenden der Universität Zürich, des Universitätsspitals Zürich sowie der Psychiatrischen Universitätsklinik nachweist. Sie konnte zeigen, dass eine zehnwöchige Behandlung mit der kognitiven Verhaltenstherapie (KVT) Hirnstrukturen verändert, die an der Verarbeitung sowie der Regulierung von Emotionen beteiligt sind. Im Rahmen der KTV werden Strategien zur Emotionsregulation eingeübt, um die Balance der Emotionen wiederherzustellen. Dieses Training wirkt sich positiv auf die entsprechenden Hirnstrukturen aus. «Wir können zeigen, dass es zu

Bild: ESA/NASA

strukturellen Veränderungen in Hirnarealen kommt, die mit Selbstkontrolle und Emotionsregulation zusammenhängen», sagt Annette Brühl, Leitende Ärztin am Zentrum für Depressionen, Angsterkrankungen und Psychotherapie der Psychiatrischen Universitätsklinik Zürich (PUK). Je erfolgreicher die Behandlung ist, umso stärker verändert sich das Gehirn. So sind nach der Therapie die tiefen Hirnareale, die an der Emotionsverarbeitung beteiligt sind, stärker vernetzt. Die Psychotherapie ermöglich, die durch eine soziale Angststörung ausgelösten Hirnveränderungen wieder zu normalisieren.

Molecular Psychiatry, DOI:10.1038/mp.2016.217

Jugendliche lehnen Extremismus ab

Paris, Nizza, Berlin: Gewaltbereite Personen haben diese Städte mit ihren terroristischen Akten erschüttert. Mehrere aktuelle Studien haben das Leben terroristischer Akteure untersucht und versucht, Persönlichkeitsmerkmale oder Lebensereignisse zu identifizieren. Wie stark sind extremistische Einstellungen unter Jugendlichen in der Schweiz verbreitet?

Im Rahmen einer Langzeitstudie zur Entwicklung von Gewalt, Delinquenz und anderem Problemverhalten wurden 17-jährige Stadtzürcherinnen und -zürcher zu gewaltbereiten extremistischen Einstellungen befragt. Die Resultate der kriminologischen Jugendforscher der Universitäten Zürich und Cambridge belegen: Vier Prozent der über 1300 Befragten befürworten gewaltbereite extremistische Einstellungen stark. Ihnen gegenüber stehen 56 Prozent der Jugendlichen, die Gewalt stark ablehnen, und rund 40 Prozent im Mittelfeld, die gewaltbereite extremistische Einstellungen mehrheitlich ablehnen. Dabei zeigt sich ein grosser Unterschied in Bezug auf das Geschlecht: 16 Prozent der Jungen sind mit mindestens einer der vier Formen von gewaltbereiten extremistischen Einstellungen «völlig einverstanden», gegenüber nur 5 Prozent der Mädchen.

Ausführliche Berichte und weitere Themen unter: www.mediadesk.uzh.ch

PHILOSOPHIE DES ALLTAGS von Georg Kohler

Lebendiger denn je

Als Adjektiv ist es omnipräsent; unentbehrlich bei jeder Schilderung der letzten Ferientage im durchsichtigen Spätwinterlicht am schneebedeckten Silsersee – «schön» sei das gewesen. Doch was ist schön? Gibt es das Schöne überhaupt? Mag sein, dass manche diese Frage obsolet finden. Allenfalls ein Problem für Hoteleinrichter der Luxusklasse. «Schön» sei ein Wort, das eine spezifische Bezeichnungskraft längst verloren habe. Es markiere nur, dass sich jemand gerade im Zustand gesteigerter Zufriedenheit befinde.

Was «schön» ist, ist niemals exakt zu berechnen, und einer ökonomischen Zweck-Mittel-Überlegung fügt es sich schon gar nicht.

Man muss nicht altmodisch sein, um zu widersprechen. Nötig sind aber auch elementarpsychologische Reflexion und der Blick auf eigene Verhaltensmuster. Zum Beispiel auf die Tatsache, dass intelligente Lebewesen in sehr verschiedener Weise auf die Welt und ihre Vorkommnisse eingestellt sein können: Ein Immobilieninvestor schaut ganz anders auf die fleckigen Fassaden eines Altstadtquartiers als die aufmerksam flanierende Fotografin, die das abblätternde Farbengemisch gelblich verputzter Klinkermauern, in deren Fugen Steinkraut und violette Glockenblumen nisten, mit den riesigen Spiegelflächen der Hochhäuser im Bankenviertel vergleicht. Der eine denkt an Sanierungszuschüsse und Kapitalrenditen, die andere vielleicht an nichts anderes als an das, was sie sieht und – anstrengungslos, als wäre es ein kleiner Tagtraum – dazu assoziiert. Oder, zweites Beispiel, die Sunnibergbrücke bei Serneus im Prättigau; ein Meisterwerk der Ingenieurskunst, da ist man sich einig. Aber dem Baustatiker, der die Pylonenhängung mit ihren flach geführten Kabeln dem eleganten Trassenbogen entlang bewundert, fällt nicht das Gleiche in die Augen wie dem ästhetisch wachen, technisch aber unbegabten Touristen, der sich die Zeit nimmt, die Brücke sorgfältig zu betrachten. Dem einen ist sofort klar, welche schwer zu bändigenden Kräfte hier zu kalkulieren waren, der andere spürt dem Einklang zwischen Landschaft und machtvoller Zivilisationsgeste nach.

Dem Schönen begegnet, wer sich weder praktisch-nutzenorientiert noch objektiv-wissenschaftlich auf die Sachen bezieht. Was «schön» ist, ist niemals exakt zu berechnen, und einer ökonomischen Zweck-Mittel-Überlegung fügt es sich schon gar nicht. Stattdessen wird es zum Schauplatz vieldeutiger, eigentümlich stimmiger Gefühlserfahrungen und Denküberschüsse. Bisweilen sogar, im Fall jener Entdeckungen, die wir ein Leben lang nicht mehr vergessen, trifft es uns fast schmerzhaft und begeisternd zugleich – als sei man, mit einem Schlag, klüger und lebendiger denn je geworden.

Index des Schönen und Urteilskriterium, um etwas schön zu finden, ist also jene besondere Erfahrung, die sich nur einstellt, wenn wir auf all das verzichten, was wir sonst brauchen, um unsere Welt zu beherrschen und nutzbar zu machen. Solche ästhetische Erfahrung zu begreifen, ist Aufgabe einer Theorie, die über die simple Feststellung «schön ist, was gut tut» hinauskommt. Natürlich gibt es diese Theorie längst; etwa in Form von Kants «Kritik der ästhetischen Urteilskraft». Wichtiger als die Theorie ist aber die ästhetische Erfahrung selbst. Ohne sie wird die Wirklichkeit kalt.

Notiert beim Blick über die Stadt; vom «Sonnenberg» aus den Frühlingsbeginn bedenkend.

Georg Kohler ist emeritierter Professor für Politische Philosophie an der Universität Zürich.

EIN BUCH FÜRS LEBEN von Hans-Johann Glock

Denkspiele vom Reissbrett

Mit vierzehn hatte ich den Ehrgeiz, ein berühmter Physiker zu werden. Vor diesem zum Scheitern verurteilten Unterfangen bewahrte mich ausgerechnet ein promovierter Physiker. Ich hatte bereits die Einführungen in die moderne Physik, Chemie und Elektronik von Walter R. Fuchs mit Begeisterung verschlungen und hätte auch für eine von ihm verfasste Einführung in die moderne Unkrautvertilgung unbesehen mein Taschengeld geopfert. Da fielen mir eher zufällig Fuchs' «Denkspiele vom Reissbrett» in die Hände. Das Buch propagiert und praktiziert auf die allerschönste Weise die analytische Philosophie. Fuchs charakterisiert sie undogmatisch und bescheiden als «eine recht vernünftige und für die Bedürfnisse einer von Naturwissenschaft und Technik geprägten Gesellschaft ganz nützliche Art des Philosophierens».

Philosophen sind für Fuchs weder Lebenskünstler noch Plattitüdenschmiede oder Erbauungsliteraten, sondern «professionelle Nachdenker». Es geht ihnen darum, fundamentale Fragen erst einmal zu klären und zu präzisieren, um sie einer sinnvollen Untersuchung überhaupt zugänglich zu machen. Die Tätigkeit des Philosophierens wird in Fuchs' Buch auch im wörtlichen Sinn illustriert. Denn ausser durch hilfreiche Zusammenfassungen am Rand sticht das Design auch durch herrliche Abbildungen hervor, viele davon aus der Feder des Autors. Die Darstellungen von Hempels Paradox der Bestätigung und von Poppers Falsifikationismus mit Hilfe des Raben Kuno bleiben mir ebenso unvergesslich wie der Cartoon, in dem sich der Skeptiker Gorgias bei der Behauptung «Es gibt nichts» schrittweise auf eine zerplatzende Denkblase reduziert.

Fuchs liefert schmerzfreie, aber keineswegs einsichtsarme Einführungen in formale Logik, Definitionslehre, Begriffsanalyse und Wissenschaftstheorie. Ausserdem finden sich erhellende Exkursionen unter anderem zur Geschichte von Empirismus, Rationalismus und Idealismus sowie zur Verknüpfung von Kosmologie und wissenschaftlicher Philosophie. Wie viele gute Bücher wirft auch «Denkspiele» mehr Fragen auf, als es beantwortet. Ausserdem ist es ein willkommener Wegweiser auf originellere und tiefschürfendere Werke wie Kants «Prolegomena» und Wittgensteins «Tractatus».

Fuchs macht keinen Hehl daraus, dass sein intellektuelles Vorbild Rudolf Carnap ist, der bedeutendste unter den berühmt-berüchtigten Logischen Positivisten. Nun durchleben wir gerade eine Periode, die geprägt ist durch rechtspopulistische Lügen, ideologisch untermauert von «postfaktischem» Schwachsinn. Da kommt der Positivismus mit seinem Respekt für Tatsachen und argumentative Stringenz als Korrektiv gerade recht, besonders wenn er so intelligent und witzig vorgetragen wird wie in den «Denkspielen».

Hans-Johann Glock ist Professor für Theoretische Philosophie an der UZH.

Walter R. Fuchs: **Denkspiele vom Reissbrett:** eine Einführung in die moderne Philosophie, München/Zürich 1972

Ernst Ludwig Kirchner: Erna mit Japanschirm, 1913.

Kirchners Flucht

Blick und Köpfchen nach unten, damit die Lider links und rechts schön nach oben schwingen, Hände ebenso gelassen wie kapriziös ausgestreckt, Ornamente nur angedeutet – schaut mich an, japanisch, wie ich bin, und im Hintergrund rauscht die Ostsee. So erscheint eine in Blau, Rot und Gelb vor unseren Augen hingeworfene Frauenfigur (es ist Erna Schilling, Ernst Ludwig Kirchners langjährige Lebensgefährtin), die vielleicht nur ein paar Minuten für den Künstler innehielt, für den Meister der schnellen zeichnerischen Auffassung, die er mühelos in die Malerei übertrug, ein Künstler, der Weltkünstler sein wollte, um so der deutsche Künstler schlechthin zu werden. Entstanden ist das Bild des gut 30-jährigen Kirchner (1880–1938) auf Fehmarn, der rund 400 Kilometer von Berlin entfernten Ostseeinsel. Kirchners Werke müssen für Zeitgenossen «mind-blowing» gewesen sein, weil er so konsequent und konzeptionell das spontan und lebensnah Wirkende in Kunst umformen konnte.

Ernst Ludwig Kirchner hat sich als grosser Berliner Bohemien erfunden – sozial und sexuell befreit. Die Flucht in die Schweiz vor 100 Jahren während des Ersten Weltkriegs wurde für sein künstlerisches Schaffen allerdings zum Problem. Im Elitesanatorium von Ernst Ludwig Binswanger, seinem ersten Zufluchtsort am Bodensee, wurde ihm eine Art phänomenologische Gehirnwäsche verpasst (Morphium gehörte zur Rezeptur), sodass der Expressionist vom Körper auf den Geist umschaltete. Er war nun auf der steten Suche nach dem Wesenhaften in seiner Kunst – auch mittels des Fotoapparats. Unweit von Davos und im Sommer auf der Alp hatte er neue Orte für seine Fusion von Leben und Kunst gefunden: Da gab es Nackttanzen in den Bergen, handgefertigte bäuerliche Bekleidung bei gleichzeitigem Studium der Bauhausbücher zusammen mit seiner Lebenspartnerin Erna; kurzum eine Existenz zwischen Modernität und Primitivismus, durchsetzt mit Lebensreformidealen und der Lektüre der alten Avantgardisten: van Gogh und Gauguin.

Der Fehler in dieser (Kunst-)Geschichte war die Entfernung von Berlin, der Metropole, dem Zentrum der Künste, als Gegenbild zum einfachen Leben des Künstlers. Etwas stimmte nicht mehr in Kirchners künstlerischem Kräftefeld. Ohne sich davon befreien zu können, erkannte er das Dilemma. Was zwischen der Ostseeinsel Fehmarn und der Grossstadt Berlin gut funktioniert hatte – das zeigte die Schau des Kunsthauses grandios –, liess sich für den angestrebten Spagat zwischen den Schweizer Bergen und Berlin nicht aufrechterhalten. Seine frühe fluchtartige Auswanderung bedeutete eine fundamentale Auflösung der einstmals gut aufgestellten, produktiv inszenierten Polarität von Natur und Kultur, für die Kirchner in der Schweiz kein wirkliches Äquivalent gefunden hat.

Zwei Ausstellungen machen dieses Jahr beide Existenzen Kirchners erlebbar: in Zürich die Ausstellung im Kunsthaus, die bis Anfang Mai den klassischen Kirchner zeigte. In Davos das Kirchner Museum, das den Künstler in seiner Lebenswelt nahebringt. Das ist berührend. Auf diese Weise und zeitlich begrenzt erscheint der Immigrant Kirchner dann doch in der Schweiz richtig angekommen, auch der Berliner Bohemien.

Kunsthaus Zürich: Kirchner – Die Berliner Jahre, 10. Februar bis 7. Mai 2017

Kirchner Museum Davos: «Jetzt soll ich wieder am Theater malen.» Ernst Ludwig Kirchner und das alpine Theaterschaffen, 28. Mai bis 29. Oktober 2017

Bettina Gockel ist Professorin für Geschichte der bildenden Kunst am Kunsthistorischen Institut der UZH.

An die Barren!

Der Akademische Sportverband Zürich (ASVZ) strotzte vor Selbstbewusstsein: Ein Jahr nach seiner Gründung trat er im September 1940 mit einer radikalen Forderung an die Schulleitungen von Universität und ETH Zürich: ein Obligatorium! Zwei Stunden Turnen und Sport pro Woche für alle Studierenden. Wer schwänzt, soll nicht zu den Prüfungen zugelassen werden. Die Begründung: In Zeiten des Krieges würden auch an Akademiker «in körperlicher Hinsicht erhöhte Anforderungen gestellt».

Die Präsidenten der Studentenschaften hatten 1939 im «Zürcher Studenten» die Kommilitonen noch dazu aufgerufen, aus freiem Antrieb den Körper zu stählen und sich zu einem «lebens- und kampfestüchtigen Menschen zu erziehen». Für den ASVZ genügte das nicht. Der Grosse Studentenrat der Universität Zürich wollte auf Nummer sicher gehen und liess eine Urabstimmung unter den Studierenden durchführen. Dabei legte er zum Ärger des ASVZ ein abgeschwächtes Obligatorium zur Abstimmung vor – mit Bussen statt Prüfungsverbot für Schwänzer des Turnunterrichts. Die Vorlage wurde äusserst knapp angenommen. Dann aber fand der Vorschlag ein abruptes Ende – im Senat der Universität Zürich. Ein Obligatorium widerspreche der akademischen Freiheit und dem Geist der Universität, argumentierte die Professorenschaft. Gerade der freie Entscheid stärke das Verantwortungsbewusstsein.

Für den ASVZ war das Thema danach rasch erledigt. Der Mangel an Sportlehrern wegen des Aktivdiensts hätte zusätzliche Turnstunden im Fall eines Obligatoriums ohnehin erschwert. Einig waren sich ASVZ und Hochschulleitungen trotzdem: Der freiwillige Sport muss gefördert werden, vor allem mit einer geeigneten Infrastruktur. Bis zur Eröffnung der ersten ASVZ-Sportanlage Fluntern sollte es aber noch bis 1974 dauern. Danach entstanden weitere Anlagen in rascher Folge und der ASVZ wurde auch ohne Obligatorium zu einer Erfolgsgeschichte. Heute nutzt ein Drittel der Studierenden sein attraktives Sportangebot mindestens wöchentlich – und das mehr als drei Stunden. *Adrian Ritter*

Bilder: Fabio Schönholzer (Seite 8); Aargauer Kunsthaus, Aarau / Jörg Müller

Wollen die dunkle Materie nachweisen: die Physikerinnen Lea Caminada (links) und Florencia Canelli am Teilchenbeschleuniger des Cern in Genf.

Jägerinnen des Unsichtbaren

Mit dem riesigen CMS-Detektor am Cern sind die Physikerinnen Florencia Canelli und Lea Caminada den kleinsten existierenden Teilchen auf der Spur. Ihre Hoffnung: die dunkle Materie ans Licht zu bringen. Von Theo von Däniken

Ein Strom pulsierender Lichtpunkte jagt in einem fort den rund hundert Meter hohen Schacht empor. Wir sind am «Point 5» des Teilchenbeschleunigers Large Hadron Collider (LHC) des Cern, tief unter einer unscheinbaren Fabrikhalle, die mitten auf einem weiten Feld unweit von Genf steht. «Die Lichter symbolisieren den Strom an Daten, der vom CMS-Detektor laufend erzeugt wird», erklärt die Teilchenphysikerin Florencia Canelli. Der CMS oder Compact Muon Solenoid, der weitere zwei Stockwerke unter uns liegt, ist einer der gewaltigen Detektoren, die die Teilchen nachweisen können, die bei den Kollisionen im LHC entstehen.

Im Moment allerdings müssten die Lämpchen erloschen sein, denn der Teilchenbeschleuniger ist zurzeit ausser Betrieb. Canelli und ihre Begleiterin, ihre frühere Oberassistentin Lea Caminada, die jetzt am Paul-Scherrer-Institut (PSI) arbeitet, sind nicht ganz unschuldig daran. Denn die Pause wird genutzt, um einen neuen Detektor mit höherer Auflösung ins Herz des CMS einzubauen. Die beiden Forscherinnen waren mitbeteiligt an der Entwicklung des so genannten Pixeldetektors,

Bilder: Jos Schmid

eines gemeinsamen Projekts der Gruppen von Florencia Canelli und Ben Kilminster an der Universität Zürich, der ETH und dem PSI. Der Pixeldetektor ist der innerste Teil des CMS, nur gerade drei Zentimeter vom Kollisionspunkt entfernt. Er ermöglicht es, Ladung, Ort und Richtung der bei den Kollisionen entstehenden Teilchen zu messen.

40 Millionen Bilder pro Sekunde

Mit vier statt bisher drei konzentrischen Lagen von Siliziumdetektoren, mit einer höheren Pixeldichte von 124 Megapixeln und der Kapazität von 40 Millionen Bildern pro Sekunde erlaubt der neue Detektor noch präzisere Messungen der Teilchen und ihrer Position. Vor einigen Wochen wurde der rund 50 cm lange Pixeldetektor mit einem Durchmesser von 30 cm ins Herzstück des gigantischen, 22 m langen und 15 m hohen CMS-Detektors eingebaut. Die Wartungsarbeiten dauern noch an, der CMS-Detektor ist geöffnet, das heisst, die beiden äussersten Scheiben – jede mehrere Stockwerke hoch und ebenso breit – sind auseinandergefahren, so dass man von der Besucherplattform aus ins Innenleben des Detektors blicken kann.

Dieser sieht aus wie eine Mischung aus U-Boot, Raumstation und Kraftwerk. Tausende von Kabeln in allen Farben verbinden die einzelnen Teile, winden sich um sein Inneres oder führen schön geordnet vom Detektor weg. Silbern glänzt der innere Kern, der mit Aluminiumfolie isoliert ist. Mitten in diesen Kern führt das Herzstück des LHC: das Strahlrohr, in dem ein Protonenstrahl mit nahezu Lichtgeschwindigkeit zirkuliert und in dem die Teilchen im Innern des CMS-Detektors mit ungeheurer Energie aufeinandertreffen.

Caminada und Canelli diskutieren den Stand der Arbeiten an ihrem Pixeldetektor. Seit er eingebaut wurde, muss alles minutiös getestet werden, damit im Betrieb nichts schiefläuft. Erst am

Mit einem neuen Pixeldetektor, an dessen Entwicklung Lea Caminada und Florencia Canelli beteiligt waren, lassen sich Teilchen noch präziser messen.

Vortag hat Caminada herausgefunden, dass die Kühlung falsch angeschlossen wurde. Die Kühlflüssigkeit, die den Detektor auf einer konstanten Temperatur von –20 Grad Celsius hält, wäre in der falschen Richtung zirkuliert. Wenn der LHC Anfang Juni wieder den Betrieb aufnimmt, dann muss alles einwandfrei funktionieren.

Auf Caminada, die die Inbetriebnahme des Detektors überwacht, lastet dabei eine grosse Verantwortung. Denn Gelegenheit, einzugreifen oder etwas am Detektor zu flicken, gibt es erst wieder im Januar 2019, wenn der LHC für eine längere Wartung ausser Betrieb genommen wird. Funktioniert der Detektor nach dem Start im Juni nicht wie gewünscht, dann heisst das für die mehreren tausend am CMS-Experiment beteiligten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler aus aller Welt, dass die Daten, die in den nächsten eineinhalb Jahren aufgezeichnet werden, nicht die gewünschte Aussagekraft besitzen.

Schlüssel zur Neuen Physik

Mit den Daten aus dem CMS-Detektor wollen Canelli und ihre Kolleginnen und Kollegen die Türen zur so genannten Neuen Physik öffnen. Damit gemeint ist die Physik jenseits des Standardmodells, mit dem heute die Elementarteil-

chen und ihre Wechselwirkungen erklärt werden. Denn das Standardmodell funktioniert zwar sehr gut und findet Bestätigung in unzähligen Experimenten – zuletzt prominent durch die Entdeckung des Higgs-Teilchens. Dieses wurde im Standardmodell vorausgesagt, konnte aber erst vor wenigen Jahren unter anderem im CMS-Detektor tatsächlich nachgewiesen werden. Dennoch lässt das Modell einige grundlegende Fragen offen. Diejenige beispielsweise nach der dunklen Materie.

Beobachtungen und Berechnungen des Universums zeigen, dass neben der für uns sicht- und messbaren Materie noch eine gigantische Menge unsichtbare, eben dunkle Materie existieren muss. «Eine Vermutung ist, dass dunkle Materie auch aus Teilchen besteht», erklärt Canelli. «Sie interagieren aber fast nie mit den anderen bekannten Teilchen, deshalb sind sie für uns bis jetzt unsichtbar.» Doch wenn dunkle Materie aus Teilchen besteht, dann sollten diese Teilchen im LHC auch erzeugt werden können. «So, wie wir auch alle anderen Teilchen produzieren», sagt Canelli. Das Problem dabei: «Die Dunkle-Materie-Teilchen hinterlassen keine Signale, wenn sie durch den CMS-Detektor hindurchgehen. Er kann sie also nicht sehen.»

Die dunkle Materie ist unsichtbar, weil sie fast nie mit anderen Teilchen interagiert.

Der Weg, um die dunkle Materie in den Kollisionen des LHC dennoch nachweisen zu können, führt für Canelli über ein besonderes Mitglied der Teilchenfamilie, das so genannte Top-Quark. Seit ihrer Dissertation über Top-Quarks lassen Florencia Canelli diese Teilchen nicht mehr los: «Weil es eine rund 40-mal grössere Masse hat als die anderen Quarks, hat das Top-Quark spezielle Eigenschaften», sagt sie, «zum Beispiel interagiert es viel stärker mit dem Higgs-Boson als andere Teilchen.» Seine Besonderheit macht es zu einem interessanten Kandidaten für die Suche nach der Physik jenseits des Standardmodells. «Ich folge dem Top-Quark überall hin, wo es in den Theorien zur Neuen Physik eine Rolle spielt», sagt Canelli.

Einsame Top-Quarks

Eine dieser Spuren führt sie zu den Dunkle-Materie-Teilchen, die möglicherweise zusammen mit den Top-Quarks erzeugt werden können. Genau diese Hypothese versucht Canelli in den Daten des LHC nachzuweisen. Dabei sucht sie nach «einsamen» Top-Quarks, das heisst Top-Quarks, die mit scheinbar keinen anderen Teilchen erzeugt wurden. Wird nach einer Kollision ein Top-Quark-Teilchen in einer bestimmten Position mit einer bestimmten Richtung erzeugt, so muss wegen des Energieerhaltungssatzes, dieselbe Energie in entgegengesetzter Richtung vorhanden sein. Das heisst, es muss eines oder mehrere andere Teilchen geben, die komplementär zum Top-Quark entstehen. Dies können zum Beispiel Higgs-Teilchen, Z-Bosonen oder beliebige andere Teilchen sein, die im Detektor nachgewiesen werden können. «Wenn ich aber ein Top-Quark sehe und nichts weiteres dazu, dann ist das erstaunlich. Das darf es nicht geben», so Canelli. «Es sagt uns, dass noch etwas anderes da ist, selbst wenn es nicht interagiert und keine Spuren im Detektor hinterlässt.» Ein Verhalten also, das man genau so von einem Dunkle-Materie-Teilchen erwarten würde.

Was in der Theorie relativ einfach klingt, ist in der Praxis eine riesige Herausforderung. Denn bereits die Top-Quarks selber können im Detektor nur indirekt nachgewiesen werden. Weil sie so schwer sind, zerfallen sie viel zu schnell, um Spuren zu hinterlassen. Sie können nur aufgrund ihrer Zerfallsprodukte rekonstruiert werden. Dazu sind aufwändige statistische Verfahren notwendig, um aus der riesigen Menge an Signalen, die eine Kollision im Detektor erzeugt, mit der notwendigen Sicherheit die dabei produzierten Teilchen zu identifizieren.

Kommt hinzu, dass kaum etwa über die Dunkle-Materie-Teilchen bekannt ist. «Sie könnten eine sehr kleine Masse, aber auch eine sehr grosse Masse haben», sagt Canelli. Die Suche erstreckt sich deshalb über ein sehr breites Spektrum. Derzeit geht es in erster Linie darum, mit verschiedensten Methoden dieses Feld einzugrenzen. Für Canelli ist deshalb überhaupt nicht klar, ob Dunkle-Materie-Teilchen auf diese Weise wirklich nachgewiesen werden können und ob sie selber die Entdeckung eines Dunkle-Materie-Teilchens noch miterleben wird. Doch diese Aussicht ist kein Grund, die Suche nicht weiter voranzutreiben. «Wir suchen nach der dunklen Materie auf unterschiedlichste Arten. Diese Suche muss weitergehen.» Dass es weitergehen wird, ist keine Frage. Auf der Rückfahrt vom «Point 5» ins Hauptquartier des Cern diskutieren Canelli und Caminada bereits, wie sie den Pixeldetektor für die nächste Phase weiter verbessern können.

Kontakt: Prof. Florencia Canelli, canelli@physik.uzh.ch

Offene Wunden

Die Zeit heilt längst nicht alle Wunden. Das interdisziplinäre Flagship-Projekt «Skintegrity» sucht nach Therapien, um chronische Wunden wie etwa offene Beine zu therapieren. Von Susanne Haller-Brem

Eine Verletzung ist schnell passiert. Wir stürzen und schürfen das Knie auf oder schneiden uns aus Unachtsamkeit mit dem Küchenmesser in den Finger und schon fliesst Blut. Normalerweise hört die Blutung innerhalb von Minuten auf. Einige Wochen später ist die Wunde ganz verheilt. Das Heilen von kleineren Verletzungen ist im gesunden Organismus ein selbstverständlicher, aber äusserst komplexer Prozess.

Um den Blutverlust gering zu halten, setzt sofort nach der Verletzung die Blutgerinnung ein. Es bildet sich ein Wundpfropf aus Fibrin, der die Wunde vorläufig nach aussen hin abschirmt. In der nächsten Phase entfernen spezialisierte Immunzellen abgestorbenes Gewebe und eingedrungene Keime. Danach füllt sich die Wunde mit Granulationsgewebe und verkleinert sich. Zum Schluss folgt die Feinarbeit: Der Körper verbessert und vervollständigt das Gewebe. Je nach Art und Ausdehnung der Wunde kann das wenige Tage bis zu einigen Monaten dauern.

Infektionen und Blutvergiftungen

Doch nicht immer heilt die Zeit alle Wunden, wie ein Sprichwort sagt. In manchen Fällen schliessen sich offene Stellen selbst nach Wochen bis Monaten nicht. Von einer chronischen Wunde spricht man, wenn sie innerhalb von drei Monaten nicht abgeheilt ist. «Wunden, die in den ersten vier Wochen keine Heilungstendenz aufweisen, verlaufen in der Regel chronisch», sagt Jürg Hafner, Professor für Dermatologie und Venerologie an der UZH und Leitender Arzt an der Dermatologischen Klinik des Universitätsspitals Zürich. Der Mediziner, der sich täglich mit Hautkrankheiten und Wundheilungsstörungen beschäftigt, ist mit seinem Team am neuen interdisziplinären Grossprojekt «Skintegrity» beteiligt. Dieses neuste Flagship-Projekt des Verbunds «Hochschulmedizin Zürich» soll die Hautforschung stärken und Zürich zu einem weltweit führenden Zentrum machen.

«Grosse akute und schlecht heilende chronische Wunden stellen immer ein ernsthaftes Problem dar», sagt Jürg Hafner. Denn je länger es dauert, bis eine Wunde zuwächst, desto eher kann es zu Infektionen kommen. Damit steigt auch das Risiko für eine lebensbedrohliche Blutvergiftung oder eine Amputation. Chronische Wunden gehen zudem mit einem grossen Leidensdruck einher, denn sie verursachen meist starke Beschwerden, etwa Schmerzen und Schlafstörungen, und behindern die Patienten im täglichen Leben. Besonders dann, wenn die Wunden ein übelriechendes Sekret absondern, wagen sich die Betroffenen oft nicht mehr in die Öffentlichkeit.

Bei einer Verletzung wandern Stammzellen in die Wunde ein und helfen bei der Regeneration der Haut.

Schlecht heilende Wunden kommen am häufigsten an Unterschenkeln und Füssen vor. Rund ein Prozent der Bevölkerung leidet im Lauf des Lebens an «offenen Beinen», medizinisch *Ulcus cruris* genannt. Bei den über 80-jährigen Männern und Frauen sind etwa vier Prozent davon betroffen. «Zu den häufigsten Ursachen von offenen Beinen zählen Venenthrombosen, Krampfadern, arteriosklerotische Schädigungen der Beinarterien und Diabetes», erklärt Hafner. Chronische Wunden sind auch bei bettlägerigen oder rollstuhlabhängigen Menschen eine gefürchtete Komplikation. Das Wundliegen oder Wundsitzen, in der Fachsprache Dekubitus genannt, lässt sich mit der richtigen Lagerung und speziellen Unterlagen eindämmen oder sogar verhindern.

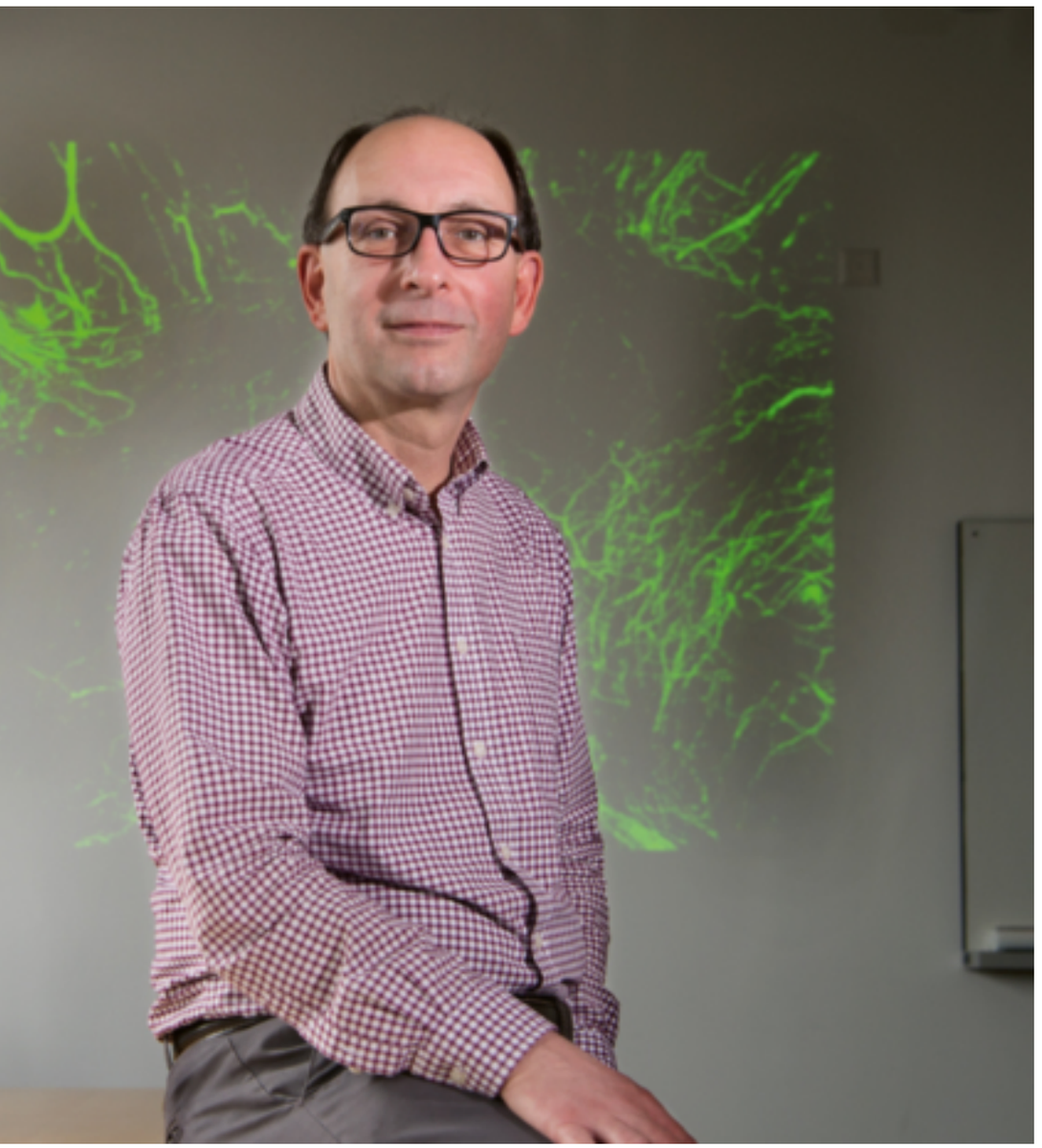
Wenn der Schuh nicht mehr drückt

«Will man das Problem der chronischen Wunden angehen, muss man als Allererstes die Ursache abklären und therapieren», sagt der Kliniker. Beruht die chronische Wunde zum Beispiel auf einem zu hohen Druck in den Beinvenen, helfen Kompressionsverbände oder -strümpfe. Sind die Beinarterien verschlossen, müssen sie wenn möglich mit einem Katheter geöffnet werden. Bei Diabetikern hingegen sind das Tragen geeigneter Schuhe sowie eine gute Hautpflege und -kontrolle wichtig. Da bei dieser Erkrankung die peripheren Nerven geschädigt werden, spüren die Betroffenen nicht mehr, «wo der Schuh drückt», bis sie eine chronische Wunde an den Sohlen oder

Der Anatom Lukas Sommer untersucht, welche Rolle Neuralleisten-

Website: www.hochschulmedizin.uzh.ch

Bild: Ursula Meisser



Stammzellen bei der Wundheilung spielen.

Zehen entwickeln. Oft haben diese Patienten gleichzeitig eine eingeschränkte arterielle Durchblutung, die behandelt werden muss. Da bei Diabetes zudem das Immunsystem beeinträchtigt wird, steigt auch das Risiko, dass sich die Wunde infiziert. Wird die Grunderkrankung richtig therapiert und die Wunde medizinisch gut versorgt, kann der Körper diese oft wieder selbst heilen.

Beim Flagship-Projekt «Skintegrity» arbeiten Wissenschaftlerinnen und Wissenschaftler der UZH, der ETH sowie mehrerer universitärer Kliniken aus den Bereichen Medizin, Natur-, Material- und Ingenieurwissenschaften zusammen, um gemeinsam neue Therapien und Diagnoseverfahren für Hautkrankheiten und Wundheilungsstörungen zu entwickeln.

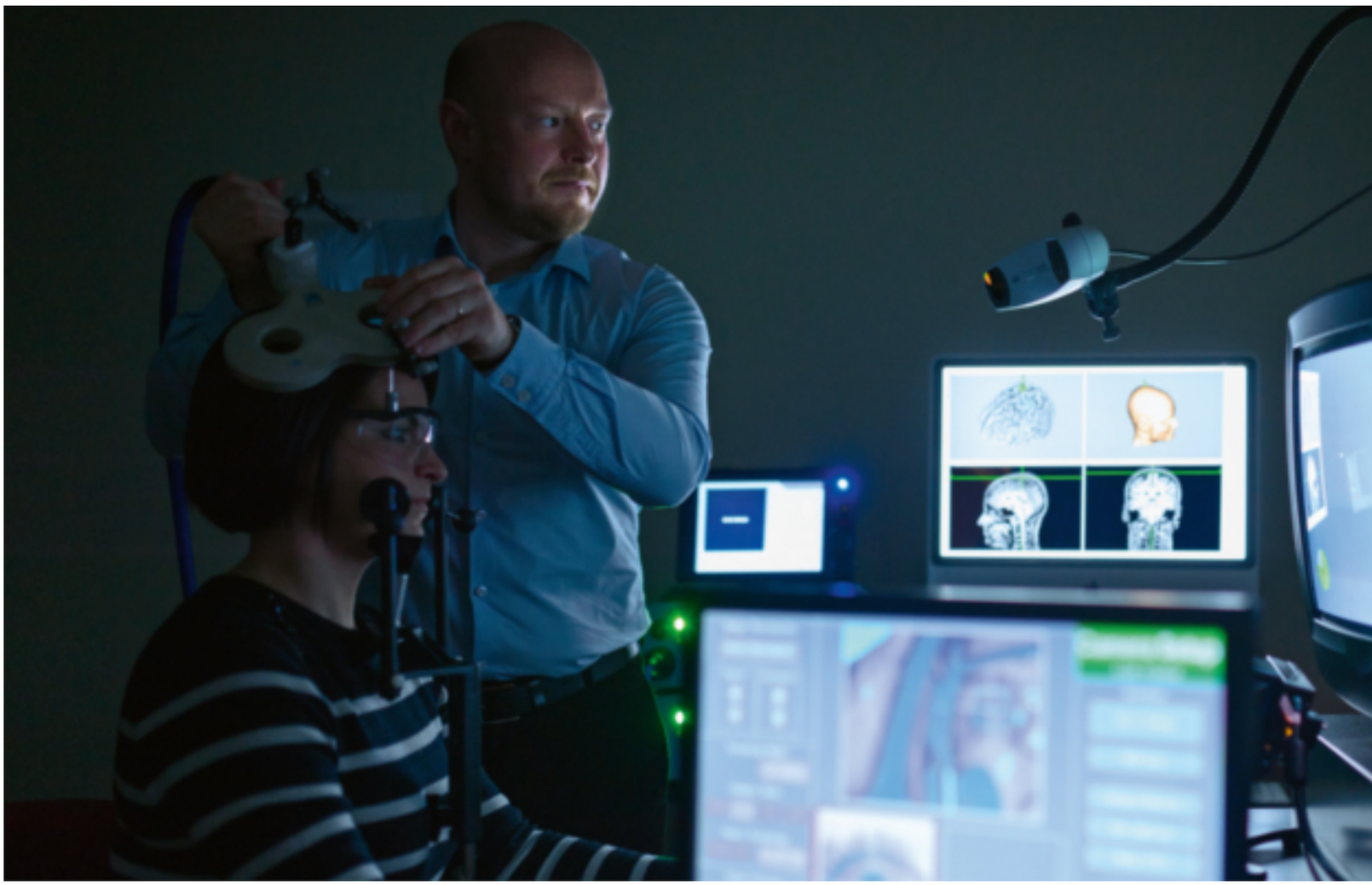
Dafür braucht es ein detailliertes Verständnis der zugrundeliegenden molekularen und zellulären Mechanismen sowie der biologischen und physiologischen Prozesse. Lukas Sommer, Professor am Anatomischen Institut der Universität Zürich, erforscht im Rahmen von «Skintegrity» Grundlagen der Wundheilung. Der Entwicklungsbiologe konnte zusammen mit seinem Team zeigen, dass in Mäusen sogenannte Neuralleisten-Stammzellen bei der Wundheilung eine wichtige Rolle spielen. «Diese Art von Stammzellen hat ein besonders breites Potenzial», sagt der Forscher, «sie können sich zum Beispiel zu Nervenzellen und Stützzellen – sogenannte Gliazellen– entwickeln, aber auch zu Zellen ausdifferenzieren, die nicht direkt zum Nervensystem gehören.»

Gliazellen auf Pikett

Lukas Sommer zeigt ein Schnittbild einer Hautschicht. Die Haut ist von feinen Nervenbahnen durchzogen und weist an einer Stelle eine Verletzung auf. Rund um die Wunde sind rote Punkte sichtbar, die sich von der Nervenbahn gelöst haben und in Richtung Wunde wandern. Bei den roten Punkten handelt es sich um Neuralleisten-Stammzellen. Diese Stammzellen helfen bei der Regeneration der Haut, wie die Forschung an Mäusen zeigte. Die Zellen, die die Wundheilung unterstützen, entwickeln sich aus ausdifferenzierten Körperzellen in den Nerven der Haut – genauer gesagt aus Gliazellen – die sich für die Wundheilung quasi auf Pikett halten.

Bei einer Verletzung verwandeln sich die Gliazellen quasi in umgekehrter Richtung wieder in Stammzellen zurück. Diese wandern dann in die Wunde ein und wirken bei der Wundheilung mit, indem sie einen Cocktail an verschiedenen Proteinen und Wachstumsfaktoren ausschütten. Diese rufen andere Zellen dazu auf, die Wunde zu reparieren. Auch in menschlichen Wunden konnten die Zürcher Wissenschaftler schon solche Neuralleisten-Stammzellen nachweisen. Als Grundlagenforscher sei er weit von Anwendungen entfernt, sagt Lukas Sommer und fügt hinzu: «Wir wollen aber zusammen mit Klinikern wie Jürg Hafner die Rolle dieser Zellen bei der Wundheilung beim Menschen untersuchen.» Vielleicht könnte eines Tages beispielsweise eine Salbe, die einen Stammzellen-Cocktail enthält, die Heilung von chronischen Wunden verbessern.

Kontakt: Prof. Jürg Hafner, juerg.hafner@usz.ch; Prof. Lukas Sommer, lukas.sommer@anatom.uzh.ch



Der Neuroökonom Christian Ruff stimuliert mit einer elektromagnetischen Spule das Gehirn von Probanden und beeinflusst so ihr Verhalten.

Moralische Schwingungen

Wenn wir ehrlich sind, fair handeln oder uns an soziale Regeln halten, erzeugt unser Gehirn ganz spezifische elektrische Schwingungsmuster. Der Neuroökonom Christian Ruff hat sie entdeckt. Von Katja Rauch

Homo homini lupus – der Mensch ist dem Menschen ein Wolf, sagt eine mehr als 2000 Jahre alte Weisheit. Doch ganz zutreffend ist der Satz, der aus einer Komödie des römischen Dichters Plautus stammt, nicht. Denn zumindest aus neurowissenschaftlicher Perspektive sind Menschen nicht einfach grenzenlose Egoisten. Wie die Forschung gezeigt hat, gibt es in unserem Hirn Anlagen, die ganz anderen Fähigkeiten dienen – der Fairness zum Beispiel, dem Altruismus oder dem Handeln nach allgemeinen sozialen Regeln.

Bildlich gesprochen sitzt so etwas wie ein gutes Engelchen in unserem Kopf, das gegen den bösen Wolf in uns ankämpft. Dieses Ringen zwischen Moral und Egoismus spielt sich in ganz bestimmten Hirnarealen ab, im temporalen Schläfenlappen und im präfrontalen Stirnlappen. Die beteiligten Nervenzellen erzeugen dabei unverwechselbare Muster von elektrischen Schwingungen, die sich per EEG messen lassen. Aber nicht nur das: Diese Muster lassen sich mit der so genannten transkranialen Elektrostimulation beeinflussen. Hält man nämlich eine elektromagnetische Spule über das betreffende Hirnareal oder stimuliert es via Kopfhaut mit schwachem Strom aus Elektroden, feuern die darunterliegenden Neuronen stärker. Damit ändert sich auch unser Verhalten.

Spiele im Labor

Entdeckt hat der Neuroökonom Christian Ruff dieses Kräftemessen in unserem Gehirn bei Spielexperimenten im Labor. Probanden, meist Stu-

Website: www.econ.uzh.ch

Bild: Stefan Walter

dierende, spielten dort gegen andere Mitspieler um reale Geldbeträge. Je nachdem, ob sie sich egoistischer oder fairer verhielten, konnten sie rund 50 bis 150 Franken mit nach Hause nehmen, für Studierende durchaus ein gewichtiger Unterschied. Während des Experiments unterzog Ruff die Probanden einer transkranialen Elektrostimulation. Wie sich zeigte, entschieden diese sich während der Stimulation vermehrt zugunsten ihrer Mitspieler. Welche Hirnaktivität hinter diesem sozialen Verhalten steckt, mass Ruff dabei mit funktionellem MRI.

Neurowissenschaftler Christian Ruff hat schon immer wissen wollen, wie das Gehirn unser Verhalten steuert. Und genau über dieses Interesse hat er zur Ökonomie gefunden. Denn diese, so der Forscher, sei eines der interessantesten Gebiete, um das menschliche Verhalten zu studieren. Momentan befinden sich die Wirtschaftswissenschaften an einem Scheideweg. Das klassische ökonomische Modell, wonach der Mensch stets rational und nur in seinem eigenen Interesse handelt, gerät unter Druck. Immer klarer zeigt sich, dass Menschen auf Grund ganz unterschiedlicher, teils auch irrationaler Motive handeln. «Um die wirtschaftlichen und gesellschaftlichen Zusammenhänge zu verstehen, müssen wir wesentlich besser erkennen, wie Menschen auf ihre Umwelt reagieren, wie sie mit Informationen umgehen und wodurch sie in ihren Entscheidungen beeinflusst werden», sagt Christian Ruff.

Bahnbrechend ist nun, dass Ruff mit seinem Team die spezifischen Prozesse gefunden hat, die in unserem Gehirn ablaufen, wenn wir fair handeln, wenn wir ehrlich sind, wenn wir uns freiwillig an soziale Regeln halten oder wenn wir uns vorzustellen versuchen, wie unsere Mitmenschen auf das reagieren werden, was wir tun. Es gibt Anzeichen dafür, dass jede dieser sozialen Entscheidungen im Gehirn ihr ureigenes elektrisches Muster an oszillierenden Schwingungen erzeugt. Das Muster der Entscheidung zum Ehrlichsein etwa wird anders aussehen als das Muster des Entscheids, sich an soziale Regeln zu halten. In den nächsten fünf Jahren will Ruff dies weiter untersuchen. Und am Ende, wenn die verschiedenen sozialen Hirnprozesse einmal sicher identifiziert sind, stellt sich die Anschlussfrage: Weshalb haben wir einen angeborenen Hang zur Fairness und sind doch so häufig unfair? «Genau das», sagt Ruff, «wollen wir herausfinden. Welche Faktoren helfen uns, fair zu bleiben, und welche führen dazu, dass wir es manchmal nicht sind?»

Wurde ihr Hirn stimuliert, entschieden sich Probanden in einem Spielexperiment vermehrt zugunsten ihrer Mitspieler.

Der Europäische Forschungsrat sieht in Ruffs Grundlagenforschung ein derart vielversprechendes Potenzial, dass er dem Professor für Neuroökonomie einen der begehrten «ERC Consolidator Grants» in Höhe von zwei Millionen Euro zugesprochen hat. Tatsächlich sind die Anwendungsmöglichkeiten, die sich eines Tages aus Ruffs Ansatz ergeben könnten, äusserst vielfältig.

Soziale Roboter und Autisten

Da ist zum Beispiel die künstliche Intelligenz. Werden Computerprogramme oder Roboter gebaut, die mit Menschen interagieren, gehören die sozialen Verhaltensweisen zu den grössten Herausforderungen. Computer können schon sehr viel, aber gerade menschliche Fähigkeiten zu erzeugen, etwa auf Personen reagieren oder sich an soziale Normen halten, so dass sich ein Gegenüber wohlfühlt, gehörten zu den grössten Herausforderungen. Wenn klar ist, wie solche Prozesse im menschlichen Gehirn ablaufen, könnten sich die Programmierer künftig daran orientieren.

Christian Ruff hat sich auch zum Ziel gesetzt, die aufgespürten neuronalen Netzwerkmechanismen bei zwei psychischen Krankheiten zu überprüfen. Erstens bei der posttraumatischen Belastungsstörung, bei der das Vertrauen fundamental erschüttert wird: Nach erlittener Gewalt haben die Betroffenen oft Angst vor anderen Menschen. Und zweitens bei der Autismus-Spektrums-Störung, bei der die Betroffenen Probleme damit haben, soziale Signale von anderen zu verstehen – etwa Lächeln, Ablehnung oder ein Sich-Zurückziehen. Stimmen Ruffs Annahmen, so müssten in beiden Fällen messbare elektrische Hirnmuster, die im Zusammenhang mit Vertrauen oder dem Erkennen von sozialen Signalen stehen, gestört sein. Eine Erkenntnis, die wiederum Ansätze für neue Therapien bieten könnte.

Ein weiteres mögliches Anwendungsgebiet liegt in der Forensik. Erhöhte kriminelle Energie geht oft mit einer geringen sozialen Empathie einher. Vielleicht gibt es eines Tages eine Therapie für Bankmanager, die des Betrugs überführt worden sind. Allerdings sollte man sich das nicht wie im Labor ausmalen, wo man den Probanden eine elektromagnetische Spule an den Kopf hält, meint Ruff. Eher in Frage kämen dann wohl neue Ansätze in der Psychotherapie, die man speziell auf die entsprechenden Hirnmechanismen ausrichten würde.

Kontakt: Prof. Christian Ruff, christian.ruff@econ.uzh.ch

Schlachtfeld der Worte

Der Krieg zwischen der Ukraine und Russland wird nicht nur mit Waffen, sondern auch mit Worten geführt. Der Slawist Daniel Weiss hat den öffentlichen Diskurs in den Konfliktländern analysiert. Von Tanja Wirz

Wer einen Krieg führen will, braucht nicht bloss Soldaten und Waffen, er muss auch seine Bürger überzeugen, dass es richtig sei, Menschenleben und Geld dafür einzusetzen. Bewaffnete Konflikte sind darum keineswegs stumme Angelegenheiten, sondern werden von umfangreichen Wortgefechten begleitet. Wie diese aussehen können, zeigt eine linguistische Studie der Zürcher Slawisten um den emeritierten Professor Daniel Weiss. Er und sein Team haben den Diskurs untersucht, der die Krim-Krise von Ende 2013 bis Anfang 2015 begleitet hat.

Konflikt ohne Ende

Zur Erinnerung: Im Winter 2013 demonstrierten in Kiew Hunderttausende von Ukrainern auf dem Majdan-Platz gegen Präsident Janukowitsch, weil dieser offenkundig korrupt war und die Verhandlungen über eine Annäherung an die EU plötzlich abgebrochen hatte – vermutlich auf russischen Druck hin. Als die Regierung versuchte, die Proteste gewaltsam zu beenden, starben zahlreiche Menschen, und schliesslich wurde Janukowitsch abgesetzt und Neuwahlen wurden ausgerufen. Vor diesen Hintergrund – der Frage, ob die Ukraine sich eher Europa annähern solle oder Russland – kam es auf der Krim-Halbinsel zu Konflikten zwischen den Anhängern beider Lager. Die lokale Verwaltung der Krim rief Putin zu Hilfe, und bald darauf besetzte die zunächst verdeckt operierende russische Armee wichtige strategische Punkte, entwaffnete das ukrainische Militär und riegelte die Grenzen ab.

Die russische Regierung erklärte, dies sei bloss zum Schutz des grossen russischsprachigen Bevölkerungsteils auf der Krim geschehen; viele westliche Staaten sind aber der Ansicht, Russland habe damit Völkerrecht verletzt. Eine Abstimmung auf der Krim im Frühjahr 2014, die fast einstimmig den Anschluss an Russland forderte, wird von der EU und anderen Staaten nicht anerkannt. Ausserdem wurden Sanktionen gegen Russland erhoben, auch von den USA. Wladimir Putin stoppte daraufhin seinerseits die Einfuhr von Agrarprodukten aus den betreffenden Ländern. Der Konflikt weitete sich schliesslich auf das Festland aus und forderte bis heute über zehntausend Tote.

Marionette und Bauernopfer

Daniel Weiss und sein Team haben nun untersucht, wie die verschiedenen Parteien ihr Vorgehen legitimieren. Was sagen und schreiben die politisch Verantwortlichen in der Ukraine und in Russland dazu? Was die ostukrainischen Separatisten? Und welchen Einfluss hat der Konflikt auf den öffentlichen Diskurs in den Nachbarländern Polen und Tschechien? Für ihre Untersuchung haben die Wissenschaftler Regierungsstatements, Parlamentsdebatten, Reden in der UNO-Generalversammlung und Debatten im Fernsehen in vier verschiedenen Sprachen analysiert.

Russen und Ukrainer versuchen mit gezielter Wortwahl ihren Bürgern Angst vor dem Gegner zu machen.

Fragen, welche die Linguistinnen und Linguisten dabei besonders interessierten, waren: Welche Begriffe tauchen in diesen Diskursen auf? Welche Metaphern und Vergleiche werden benutzt, um der Zuhörerschaft die eigene Position plausibel zu machen? Und welche kommunikativen Strategien benutzen die Sprecher dazu? Spezielles Augenmerk richteten die Forschenden auf die implizite Kommunikation, also die Taktik, nicht einfach geradeheraus zu sagen, was man will, sondern seine Argumente zum Beispiel über den Umweg von rhetorischen Fragen oder Ironie vorzubringen.

Die gesammelten Texte wurden mit Hilfe eines Computerkonkordanzprogramms auf besonders häufig verwendete Schlüsselbegriffe durchsucht, wie etwa «Gefahr», «Krieg» oder «Rechtsbruch». Diese Analyse ermöglicht quantitativ abgestützte Vergleiche zwischen den einzelnen Ländern. So lässt sich zeigen, dass in der Ukraine von «Krieg» die Rede ist, während der Begriff in Russland (und im pro-russischen ukrainischen Lager) praktisch nicht vorkommt, sondern stets von «Bürgerkrieg» gesprochen wird. «Der russische Diskurs verneint systematisch, dass es in der Ostukraine einen Krieg gibt, und ebenso, dass die russische Armee darin involviert ist», so Weiss.

Ausserdem zeigte die Computeranalyse, dass im russischen Diskurs überdurchschnittlich viel von den USA oder generell vom Westen die Rede ist. «Der Kreml betrachtet den Ukraine-Konflikt als Teil einer globalen Ausmarchung zwischen Washington und Moskau», sagt Weiss. «Die Russen sehen die Ukraine nur als Spielball im Konflikt zwischen grösseren Mächten. Daher verwenden sie für die Ukraine auch gerne Metaphern wie Marionette, Spielgeld oder Bauernopfer.»

Oder es werden Verwandtschaftsmetaphern benutzt, wobei der Ukraine eine untergeordnete, weibliche Rolle zugeschrieben wird, etwa als «jüngere Schwester». Auf ukrainischer Seite hingegen machte der Begriff «antiterroristische Operation» eine steile Karriere. Gemeint war damit das gezielte Vorgehen gegen die Separatisten im eigenen Land, die damit als «Terroristen» abgestempelt wurden. Generell versuchten beiden Parteien mit gezielter Wortwahl, ihren Bürgern Angst vor dem Gegner zu machen.

Überall «Nazis»

«Zwischen den Konfliktparteien findet kaum ein wirklicher Dialog statt », sagt Weiss, «sie sprechen nur übereinander, nicht miteinander.» Man müsse also annehmen, dass die Diskurse sich hauptsächlich an die eigenen Wähler richten oder dann an mögliche Verbündete im Ausland. Ein weiterer Befund war die grosse Beliebtheit von historischen Vergleichen als Argumentationsstrategie. Allerdings werden diese Vergleiche äusserst beliebig eingesetzt: So bezeichnen fast alle ihre politischen Gegner wahllos als «Nazis». Den Vergleich mit dem schottischen Unabhängigkeitsreferendum benutzten sowohl die Separatisten als auch die Gegner einer Ablösung der Krim von der Ukraine.

Website: www.slav.uzh.ch

Bild: Alexander Zemlianichenko/Keystone

Emotionale Auseinandersetzung: Demonstration gegen Putins Krim-Politik in Moskau 2014.

Wieso sind historische Vergleiche denn so beliebt? Vielleicht weil sie den Anschein einer rationalen Begründung geben? Weiss zuckt die Achseln und sagt: «Sie funktionieren, weil das Publikum nicht über den nötigen historischen Hintergrund verfügt.» Auffällig war, wie oft in der politischen Kommunikation von allen Seiten auf althergebrachte Klischees zurückgegriffen wurde: Wer möglichst viele Wähler überzeugen will, argumentiert ungern differenziert.

Immerhin: Im russischen Diskurs fanden die Forschenden erstaunlich viele Meinungen, die von offiziellen Positionen abwichen, zum Beispiel bei kleinen Radiosendern. «Einzelne geniessen da ein recht hohes Ausmass an Narrenfreiheit», bemerkt Weiss. «Das hätten wir so nicht erwartet.» Möglicherweise würde die Analyse von sozialen Medien noch mehr Erkenntnisse in dieser Richtung bringen, doch diese Arbeit hätte den Rahmen des Forschungsprojekts gesprengt und muss wohl zukünftigen Studien überlassen bleiben.

Kontakt: Prof. Daniel Weiss, dawe@slav.uzh.ch

« Zwingli war kein Held, es ging ihm nicht um seine Person, sondern um den Dienst an der Gemeinschaft in der Ausrichtung an Christus. Die Beziehung zu Gott und zu den Menschen ist auch für mein theologisches Denken heute wegweisend. »

Michael Goldberg (23) studiert im achten Semester Theologie.

Mein Zwingli

Die Reformation in unseren Köpfen

Religiöse Revolution und kultureller Bruch: Was 1517 mit der Kritik des Ablasshandels durch Martin Luther in Wittenberg begann, endete in der Glaubensspaltung der Christenheit in Europa. In diesem Dossier beleuchten wir die Zürcher Reformation und ihre Folgen und wir fragen uns, wie viel Zwingli heute noch in unseren Köpfen steckt.

Das wollten wir auch von Studierenden und Doktorierenden wissen, die für uns notiert haben, was Zwingli für sie bedeutet. Marc Latzel hat sie porträtiert. Der Zürcher Fotograf hat am Zwingli-Bild von Hans Asper aus dem 16. Jahrhundert Mass genommen und die Studierenden im Profil vor farbigem Hintergrund inszeniert.

Moral im Waffenrock
Ulrich Zwingli war ein Tatmensch, der ethisches Genie und kluge politische Taktik vereinte. Seite 22

«Die Welt wurde weltlicher»
Die Reformation veränderte nicht nur die Religion, sondern das Denken der Menschen. Seite 26

«Zwingli war Optimist»
Für Zwingli verwirklichte sich das Christentum im Diesseits, in der Gemeinschaft der Gläubigen. Seite 31

Glocken und Gespenster
Die Reformation war auch eine Revolution der Sinne, die eine eigene Ästhetik schuf. Seite 33

«Die Bildung war wie eine Rakete»
Die Protestanten waren wirtschaftlich erfolgreicher als die Katholiken – weil sie die Bibel lasen. Seite 36

Kritik und keine Bücklinge
Zwingli und sein Bibelverständnis stehen für die Anfänge des kritischen Denkens in Zürich. Seite 39

«Mein Zwingli. Die Reformation in unsere Köpfen» ist das Thema des nächsten **«Talk im Turm»**, der vom UZH Magazin organisiert wird. Das Podiumsgespräch findet am Montag, 29. Mai, im Restaurant Uniturm statt.
Weitere Informationen und Anmeldung: www.talktimturm.uzh.ch

Bilder: Marc Latzel

Moral im Waffenrock

Zwingli war ein ethisches Genie und ein kluger politischer Taktiker. In einem neuen Buch porträtiert ihn Theologe Matthias Neugebauer als weltgewandten Denker und moralisch sensibilisierten Tatmenschen. Von David Werner

Nein, der Zürcher Reformator Ulrich Zwingli war kein Heiliger. Er war gerade im Begriff, sein einflussreiches Amt als Leutpriester am Grossmünster in Zürich anzutreten, als das Gerücht aufkam, er habe in Einsiedeln eine Jungfrau geschwängert. Was den konkreten Fall dieser Schwangerschaft anbelangt, stritt er zwar jegliche Schuld ab, gab aber zu, ansonsten das priesterliche Keuschheitsgelübde mehrfach gebrochen zu haben. Reuevoll schrieb er dem Chorherrn des Grossmünsters: «Da ich eben in Einsiedeln niemanden fand, der diese Lebensweise mit mir teilte, wohl aber nicht wenige, die mich verführten – ach! da bin ich gefallen und dem Hunde gleich geworden, der sich seinem Auswurf zuwendet.» Die amourösen Eskapaden schadeten der Karriere des jungen Geistlichen aus dem Toggenburg nicht im Geringsten: Ohne Umstände wurde er 1519 zum Leutpriester gewählt.

Zur Zeit der Renaissance-Päpste, die sich in Rom wie weltliche Machthaber gebärdeten, Orgien feierten und Besitztümer anhäuften, war es nicht aussergewöhnlich, dass die Kirche beide Augen zudrückte, wenn Geistliche «dem Hunde gleich» ihren Trieben folgten. Zwingli profitierte von dieser laxen Praxis, empörte sich aber zugleich darüber. Vehement setzte er sich für die Abschaffung des priesterlichen Eheverbots ein. Die Zölibatsverpflichtung war ethisch in seinen Augen unhaltbar, weil sie die Priester reihenweise dazu trieb, ihre Sexualität illegal auszuleben.

Reformatorischer Schachzug

Zwingli war eigentlich Befürworter einer starken Obrigkeit. Legitim war sie seiner Ansicht nach aber nur, wenn sie dem christlichen Tugendideal folgte. «Strenge Gesetze aufzustellen, um sie dann zu unterlaufen, das war für Zwingli Inbegriff von Verkommenheit und schlechter Führung», sagt Matthias Neugebauer. Neugebauer ist Titularprofessor am Theologischen Seminar und forscht im Bereich Ethik. In seinem soeben erschienenen Buch «Ulrich Zwinglis Ethik» porträtiert er den Reformator als wort- und weltgewandten Denker und zugleich als moralisch hochgradig sensibilisierten Tatmenschen. Zwingli, so lernt man, vertrat seine Prinzipien nicht nur auf der Kanzel, sondern bemühte sich nach Kräften, ihnen auch im Leben gerecht zu werden.

ZWINGLIS WIDERSPRUCH

Wahrer Frieden

Zwingli unterschied zwischen dem wahren Frieden, der von innen kommt, und dem falschen Frieden, der auf egoistischen Interessen gründet. Um den wahren Frieden durchzusetzen, waren ihm auch unfriedliche Mittel recht.

Bezeichnend für seinen Charakter war zum Beispiel, dass er drei Jahre nach seinem Amtsantritt am Grossmünster das von ihm kritisierte priesterliche Eheverbot brach, indem er heiratete. Neugebauer wertet diesen Entscheid als ethisches Statement und als einen bewussten reformatorischen Schachzug. Die Hochzeit blieb zunächst geheim und wurde erst nach zwei Jahren publik gemacht. Die verzögerte Bekanntgabe hatte taktische Gründe, wie Neugenauer vermutet: «Zwingli fiel nicht mit der Tür ins Haus, sondern wartete ab, bis der Zeitpunkt günstig und seine Position in Zürich gefestigt war.» So ging er häufig vor – und hatte damit Erfolg: Er war nicht nur ein Reformator in praktischer Absicht, er verfügte auch über das nötige seelsorgerische und strategische Geschick, um seine Absichten zu verwirklichen.

Wiederholt gelang es dem Zürcher Reformator, einschneidende Neuerungen vergleichsweise elegant und geräuschlos einzufädeln. Zum Beispiel schaffte er es, dem Bischof von Konstanz die Hoheit über das Eherecht zu entziehen und sie dem Zürcher Rat zu übertragen – ein für die damalige Zeit beispielloser Angriff auf die klerikale Autorität, dessen Tragweite in Konstanz und Rom jedoch völlig unterschätzt wurde. Papst und Bischöfe hielten die Ereignisse in Zürich für ein Begleitphänomen der mitteldeutschen Reformation, zu der im Grunde schon alles Nötige gesagt worden war. Zwingli unterflog gewissermassen den Radar des kirchlichen Establishments. Im Gegensatz zum draufgängerischen und lautstarken Luther wurde er deshalb auch nicht als Ketzer verurteilt und mit dem Kirchenbann belegt.

Glücksspiel und Gotteslästerung ahnden

Der Zürcher Rat blieb derweil nicht untätig. Er holte das Maximum aus den neuen Befugnissen heraus, die ihm dank Zwingli zugewachsen waren. 1525 wurde in Zürich ein aus Pfarrern, Untervögten und Zunftmeistern zusammengesetztes kommunales Ehegericht etabliert, das bald schon zum Sittengericht mit weit gesteckten Zuständigkeiten erweitert wurde und eine erstaunliche Dynamik entfaltete: Geahndet wurden zum Beispiel Alkoholmissbrauch, Fluchen, Glücksspiel, Gotteslästerung, ausbleibender Gottesdienstbesuch, spätes Heimkommen, Herrenbesuch, Kuppelei, Prostitution, ausufernder Tanz, Verschwendung, Zuhälterei und vieles mehr. Zürich wurde ein sittenstrenger Polizeistaat. Das Denunziantentum trieb hässliche Blüten.

Zürichs zählebiges Image als Hochburg lustfeindlichen Biedersinns wurde in diesen Jahren geprägt – ebenso das Bild Zwinglis als eines moralischen Rigoristen mit diktatorischen Zügen. Für Matthias Neugebauer ist das eine Karikatur,

die der historischen Person nicht gerecht wird. Er setzt die Akzente anders. «Wie jeder ernsthafte Ethiker hat Zwingli den Leuten wohl ab und zu die gute Laune verdorben, aber ein eifernder Tugendtyrann war er deswegen noch lange nicht», sagt er. «Zwinglis tiefer Glaube an die christliche Botschaft, sein nüchterner Verstand und seine umfassende humanistische Bildung machten ihn unanfällig für jeglichen radikalen Dogmatismus.»

Neugebauer zeichnet in seinem Zwingli-Buch das Bild eines demokratisch denkenden, moderaten und bodenständigen Pragmatikers, der Wert darauf legte, Entscheidungen auf der Grundlage gemeinschaftlicher Beratung zu fällen. Besonders hält er dem Zürcher Reformator zugute, dass er sich dem Leben mit seinen Widersprüchen und moralischen Dilemmas stellte, Verantwortung für das Gemeinwesen übernahm, klare Entscheidungen traf und das Risiko nicht scheute, sich angreifbar zu machen. «Wenn Luther ein religiöses Genie war, dann war Zwingli ein ethisches Genie», sagt Neugebauer. «Für Luther, den Mönch und Professor der Theologie, stand die Beziehung des Menschen zu Gott im Vordergrund, während es Zwingli, der aus der seelsorgerischen Praxis kam, primär um die soziale Verantwortung ging, die aus dem Christsein resultiert.»

Skandal um die Wurst

Zwingli war für damalige Verhältnisse weit herumgekommen. Als Student hatte er an den Universitäten in Wien und Basel verschiedene Spielarten des Renaissance-Humanismus kennengelernt. Insbesondere die Begegnung mit Erasmus von Rotterdam 1516 hatte ihn tief geprägt. Als Feldprediger hatte er die eidgenössischen Söldner nach Norditalien begleitet. Auch eine schwere Erkrankung an der Pest trug zu seiner ethischen Sensibilisierung bei. Als frisch gewählter Leutpriester am Grossmünster wäre er fast an der Seuche gestorben.

All diese Erfahrungen verdichteten sich zur Idee der «christlichen Freiheit», die der Reformator seinen Predigten zugrundelegte. Zwingli nutzte geschickt einen öffentlichen Aufruhr, um diese Idee anschaulich und populär zu machen. 1522 hatte der Buchdrucker Christoph Froschauer in Zürich für einen Skandal gesorgt, weil er mitten in der vorösterlichen Fastenzeit seiner Belegschaft Wurst auftischte – mit der Begründung, die Drucker brauchten kraftvolle Nahrung, da pünktlich zur Frankfurter Messe noch eine Buchlieferung für Erasmus von Rotterdam abzufertigen sei.

Dieser als «Zürcher Wurstessen» berühmt gewordene Verstoss gegen das kirchliche Fastengebot war eine gezielte Provokation. Zwingli exponierte sich in der Sache, predigte auf der Kanzel über die freie Wahl der Speisen im Speziellen und über die christliche Freiheit im Allgemeinen und verfasste auch eine Schrift dazu. Darin steht, dass Fasten durchaus sinnvoll sein könne, «wenn Gottes Geist dazu anleitet und er einen Menschen innerlich dazu auffordert», aber nicht, wenn es «kirchlich verordnet» sei. Zwinglis zentrale Botschaft war: Wer auf das Vorbild von Christus vertraut und sich an die Zehn Gebote und die Bergpredigt hält, darf sich frei fühlen von kirchlichen Satzungen und menschengemachten Geboten, Vorschriften und Zeremonien, für die es im Evangelium keine Grundlage gibt.

«Wie jeder gute Ethiker hat Zwingli den Leuten ab und zu die gute Laune verdorben, ein Tugendtyrann war er aber nicht.»

Matthias Neugebauer

Kampf zwischen Gut und Böse

Zwinglis Idee der christlichen Freiheit gründet auf Erasmus' Prinzip der «sola Scriptura» (allein die Heilige Schrift zählt) und des damit korrespondierenden «solus Christus». Wie bei Erasmus steht auch bei Zwingli die klassisch christliche Tugendtrias von Glaube, Liebe, Hoffnung im Zentrum der Ethik. Und auch hinsichtlich des Menschenbildes folgt Zwingli dem grossen Humanisten aus Basel: Der Mensch gilt ihm als Schauplatz des ewigen Kampfes zwischen Gut und Böse, zwischen Tugend und Untugend, Leib und Geist.

In diesem unaufhörlichen Kampf bietet einzig das Vorbild von Jesus Christus Halt, der die Summe aller Tugenden in sich vereint. Für den Menschen ist das Tugendideal zwar unerreichbar – er braucht sich wegen seiner Unzulänglichkeiten aber nicht vor Strafe zu fürchten, da Jesus Christus alle Sünden auf sich genommen hat. Den guten Kräften zu vertrauen, dem Vorbild von Jesus nachzuleben, auf Gottes Wort zu hören – darauf kommt es Zwingli an, nicht auf das Aufrechnen der Sünden. Zwingli, so könnte man im psychologischen Duktus sagen, setzte auf die Kraft des positiven Denkens. Sein seelsorgerisches und erzieherisches Prinzip war die Motivation zum Guten, weniger die Warnung vor dem Bösen.

Neugebauer sieht in Zwingli auch ein «Transfer-Genie», weil er aus dem Renaissance-Humanismus einen eigenständigen, den konkreten Lebensumständen in der Eidgenossenschaft angepassten Reformations-Humanismus formte. Zwingli deutete die individualistisch geprägte Ethik des Erasmus kollektivistisch um. Der zentrale Bezugspunkt seiner Reformation war die christliche Gemeinde, wichtig waren ihm die Zusammenarbeit mit dem Rat, der Austausch zwischen den Orten, die Vermittlung zwischen Konfliktparteien und das gemeinsame Festhalten an einem Ziel. «Zwingli», so bringt es Neugebauer auf den Punkt, «war ein politisch denkender Patriot aus ethischer Überzeugung. Das Christ-Sein und Eidgenosse-Sein lief bei ihm auf dasselbe hinaus.» Weil der Eidgenossenschaft ihrer Struktur nach die Gemeindeautonomie begünstigte, sah Zwingli in ihr den idealen Nährboden für die Entfaltung einer friedvollen und gerechten – und also reformierten – christlichen Gemeinschaft. Der Stachel im Fleisch war die eigenwillig auf dem alten Glauben beharrende Innerschweiz.

Am Abgrund

Der Frieden stand für Zwingli im Fluchtpunkt aller ethischen Bestrebungen, doch nicht jede Art von Frieden zählte für ihn: Er unterschied zwischen dem wahren Frieden, der von innen kommt, und dem falschen Frieden, der auf kurzfristigen, egoistischen Interessen gründet und wie ein kranker Baum nur faule Früchte hervorbringt. Zwingli nahm für sich selbstverständlich die Rolle des Vorkämpfers für den wahren Frieden in Anspruch. Um diesen Frieden durchzusetzen, waren ihm auch ganz und gar unfriedliche Mittel recht.

Das Thema Krieg begleitete Zwingli das ganze Leben lang. In jungen Jahren erlebte er als Feld-

« Ich bewundere Zwinglis sozialethische Gedankengänge. Gemeinwohl über Eigennutzdenken – dieser Grundsatz des Reformators hat bis heute nichts an Aktualität verloren. »

Judith Engeler (26) doktoriert im Fach Reformationsgeschichte.

prediger mit, wie in Norditalien eidgenössische Söldnerheere im Dienst fremder Herren gegeneinander antraten. Er kannte das Elend der Bauernfamilien, deren Söhne verkrüppelt oder gar nicht mehr heimkehrten, und er hatte gesehen, wie das schnelle Geld, das mit der Reisläuferei verdient wurde, die Arbeitsmoral in den Dörfern und Städten verdarb. Die Erfahrung der Reisläuferei war eine der prägenden Stationen ethischer Sensibilisierung für Zwingli, und er wurde nicht müde, gegen diese Unsitte anzupredigen.

Im Jahr 1531 aber gestaltet sich die Lage anders. Derselbe Zwingli, der sich darüber empört hatte, dass eidgenössische Söldner sich in der Fremde gegenseitig abschlachten, ruft nun zum eidgenössischen Bruderkrieg auf, weil die katholischen Innerschweizer Orte sich weigern, in den gemeinsam verwalteten Untertanengebieten Freiamt und Baden die freie evangelische Predigt zuzulassen. Hatte sich der umsichtige Zwingli zum fanatischen Gotteskrieger gewandelt? Matthias Neugebauer sieht das nicht so: «Zwingli war kein Fundamentalist, kein Missionar, kein blauäugiger Idealist. Als politisch denkender Mensch und Kind seiner Zeit sah er im Krieg ein legitimes Mittel einer auf Frieden und Gerechtigkeit zielenden Politik.» Neugebauer sagt aber auch: «Zwischen Zwinglis Ethik und der Art und Weise, wie er sich als Militärstratege hervortat, klafft ein Abgrund.»

«Zwingli war ein politisch denkender Patriot aus ethischer Überzeugung. Das Christ- und Eidgenosse-Sein lief bei ihm auf dasselbe hinaus.»

Matthias Neugebauer

Kapitale Niederlage in Kappel

Zwingli beteiligt sich intensiv an den Vorbereitungen zum Krieg gegen die Innerschweiz. Er arbeitet militärische Aufmarschpläne aus, spielt Angriffe via Zug, via Rapperswil und via den Thurgau durch und bringt detaillierte Anweisungen zum Kampfverhalten zu Papier: «Und was das Niederbrennen betrifft», so schreibt er, «müsste man sich immer so verhalten, wie sie es uns gegenüber tun. Sollten sie uns zuvor durch Niederbrennen geschädigt haben, brauchte man an der Kirchgasse zu Schwyz nur das Rathaus gut anzünden, dann würde das ganze Dorf brennen.» Zwingli regt überdies an, vor dem Brand «geschwind aus der Kirche zu räumen, was aus Silber und Gold ist.» Er denkt wirklich an alles.

Der Krieg gegen die Innerschweizer Orte ist unter den reformierten Verbündeten und sogar in Zürich selbst umstritten, aber Zwingli will eine Entscheidung herbeiführen, bevor die Habsburger zugunsten der katholischen Orte eingreifen können. So liegt es zu guten Teilen in seiner Verantwortung, dass es im Herbst 1531 auf dem Boden der Eidgenossenschaft zum ersten Mal seit 90 Jahren zu einer kriegerischen Auseinandersetzung kommt. Die Zürcher verhängen eine Lebensmittelsperre gegen die Innerschweizer, worauf diese dem reformierten Städtebund den Krieg erklären, zu dem Zwingli schon lange gedrängt hat. Am 11. Oktober prallen die Truppen bei Kappel am Albis aufeinander. Die miserabel organisierten Zürcher erleiden nach einer knappen Stunde eine kapitale Schlappe. Unter den 450 Toten, die zu beklagen sind, befindet sich auch Zwingli. Sein Feldzug bewirkt das Gegenteil dessen, was er bezweckte: Das Freiamt und Baden bleiben katholisch, die konfessionelle Spaltung der Eidgenossenschaft vertieft sich.

In einem Traktat Zwinglis findet sich die Formulierung, ein Christ solle sich «der Waffen gänzlich enthalten». Darauf folgt die relativierende Ergänzung «so weit dies beim Zustand und beim Frieden des Staates möglich ist». Und weiter unten heisst es schliesslich: Wenn es Gott «anders richtig erscheint, so wird er unsere Hand bewaffnen». Der Traktat trägt den Titel «Wie Jugendliche aus gutem Hause zu erziehen sind». Zwingli widmete ihn seinem Stiefsohn Gerold. Auch Gerold fällt in Kappel am Albis.

Kontakt: Prof. Matthias Neugebauer, matthias.neugebauer@uzh.ch

Literatur: Matthias Neugebauer: Ulrich Zwinglis Ethik. Stationen, Grundlagen, Konkretionen; Theologischer Verlag Zürich, 2017.

«Die Welt wurde weltlicher»

Die Reformation setzte Ressourcen für das irdische Leben frei, sagt Peter Opitz. Mit dem Theologen sprachen Roger Nickl und Thomas Gull darüber, wie Zwingli und seine Mitstreiter Religion, Denken und Kultur veränderten.

Herr Opitz, in diesem Jahr wird des Beginns der Reformation vor 500 Jahren gedacht. Wie viel Reformation, wie viel Zwingli steckt heute noch in unseren Köpfen?

Peter Opitz: Mehr, als wir denken. Die Reformation war ein religiöser Umbruch, sie leitete aber auch einen kulturellen und weltanschaulichen Umbruch ein, der zu unserem neuzeitlichen Selbst- und Weltverständnis beigetragen hat. Sie prägt uns bis heute sehr stark.

Welche Aspekte des reformierten Denkens prägten unsere Kultur und unsere Mentalität?

Opitz: Beispielsweise hat Zwingli stark unterschieden zwischen Gott und Welt, Schöpfer und Geschöpf. Eine solche kategoriale Trennung bedeutete, dass Gott nicht mehr an bestimmte Gegenstände oder kirchliche Riten gebunden ist und «herbeigefeiert» werden kann. Damit veränderte sich nicht nur der Gottesgedanke, auch das Leben in der Geschöpfwelt erhielt eine andere Qualität. Zunächst hat die Reformation die Kirche, die im Katholizismus als hierarchische Vermittlungsinstanz zwischen Gott und den Menschen verstanden wurde, neu gedacht und die Beziehung zwischen Mensch und Gott neu definiert. Die Kirche als Vermittlerin des Heils mittels geweihter Menschen und Sakramente wurde abgeschafft. Neu war die Kirche die Versammlung aller, die gleichsam direkt Kontakt zu Gott hatten.

Welcher Gedanke steht da dahinter?

Opitz: Wichtig ist in diesem Zusammenhang die Gnadenlehre der Reformation, die besagt, der Mensch werde durch die Gnade Gottes – durch einen freien, von Gott ausgehenden Akt der Zuwendung – in die Gemeinschaft Gottes aufgenommen; und dies allein durch seinen Glauben, nicht auf Grund guter Taten, religiöser Anstrengung oder irgendwelcher Vermittlungsinstanzen.

Welche Konsequenzen hatte das für die Menschen?

Opitz: Die Gläubigen mussten sich in der Folge nicht mehr um das Heil im Jenseits bemühen wie im Katholizismus. Das setzte Ressourcen – zeitliche und finanzielle – für das irdische Leben frei. Wenn sich Gott nicht mehr an bestimmten, heiligen Orten materialisiert, wenn es weder heilige Orte noch heilige Zeiten noch heilige Dinge gibt, wird die Welt weltlicher. Der Mensch bekommt in der Folge mehr Zeit und mehr Legitimität, seine Gesellschaft und Umwelt zu gestalten, er erhält aber auch mehr Verantwortung.

UMBRUCH DES DENKENS

Besser machen

Die Reformation steht für die Erkenntnis, dass die kirchliche und die weltliche Ordnung nicht unveränderlich sind. Die Menschen konnten die religiöse, soziale und politische Ordnung selbst gestalten und verbessern.

Wie manifestierte sich dieses neue theologische Denken im 16. Jahrhundert konkret?

Opitz: Zunächst einmal wurde die Kirche umgestaltet. Der christliche Zürcher Stadtstaat entmachtete die römische Bischofskirche und organisierte sich während der Reformation neu als kirchliche Gemeinde.

Also ohne die klerikalen Hierarchien, wie sie in der katholischen Kirche üblich sind und waren?

Opitz: Genau. Was man bei dieser Umgestaltung erkannte, war, dass Kirche und Welt keine ewigen, unveränderbaren Ordnungen sind. Sie entsprechen keinem ewigen göttlichen Gesetz, in das man hineingeboren wird und in dem man stirbt. Es wuchs die Einsicht, das die Menschen die religiösen, sozialen und politischen Ordnungen selber gestalten konnten und mussten. Deshalb konnten in der Folge alle Lebensbereiche aus religiös legitimen Gründen verändert werden. Längerfristig konnten sich Könige und Fürsten nicht mehr so leicht auf ein Gottesgnadentum berufen; man begann, die beste Regierungsform zu diskutieren, und die Bauern forderten Transparenz im Blick auf die Verwendung ihrer Zinsen und Abgaben. Aus der Einsicht, dass man die Gesellschaft verbessern kann, erwuchsen Impulse für Optimierungen im Armenwesen und in der Bildung – bis hin zu Fragen der Gesundheit und der Naturforschung.

So gesehen war die Reformation ein regelrechter Umsturz des Denkens?

Opitz: Ich habe jetzt historisch ein wenig über das 16. Jahrhundert hinausgeblickt. Wenn man sich die Gesellschaft in den wenigen Jahrzehnten der eigentlichen Reformationszeit anschaut, ging diese weltanschauliche Transformation natürlich nicht so schnell vor sich. Theologische oder auch philosophische Einsichten brauchen ihre Zeit, um ganze Mentalitäten zu prägen. Zum Beispiel glaubte man auch in protestantischen Kreisen im 17. Jahrhundert noch an Hexen. Diese magischen Aspekte von Religion verschwanden erst allmählich.

Ermöglichte die Reformation damit auch den wissenschaftlichen Blick auf die Welt?

Opitz: Sie machte den nüchternen Blick auf die Welt möglich. Man muss sich vorstellen: Die Naturforscher im 16. Jahrhundert gewannen ihr Wissen nicht in erster Linie aus der Beobachtung

«Zwingli ist für mich die wohl bedeutendste Persönlichkeit der Schweizer Geschichte. Er ist auch deshalb ein Vorbild, weil er als realistischer Pragmatiker meist das praktische Handeln über die theoretische Vernunft stellte.»

Dario Jablanovic (30) studiert im achten Semester Germanistik und Geschichte.

von Phänomenen; dieses Wissen stammte vielmehr aus dem Schöpfungsbericht der Bibel und den Naturschriften des Aristoteles. Der Naturforscher Konrad Gessner (1516–1565) begann demgegenüber, Tiere und Pflanzen konkret zu beobachten, zu zeichnen und zu katalogisieren. Das war in dieser Zeit eine enorme Zuwendung zur Realität. Gessner war ein theologischer Schüler Zwinglis. Der Astronom Johannes Kepler baute später ein Fernglas, um den Himmel zu erforschen, er ging damit noch einen Schritt weiter, indem er ein spezielles Erkenntnisinstrument konstruierte. Kepler und Gessner stehen aber in derselben Entwicklungslinie.

Das heisst, kein Kepler und kein Gessner ohne die Reformation?

Opitz: Das kann man so sagen. Es war Zwingli, der Gessner ein Stipendium verschaffte, und Kepler hat evangelische Theologie studiert und wollte zunächst Pfarrer werden.

Weshalb konnte sich die Reformation überhaupt durchsetzen in der damaligen katholischen Welt? Und konkret in Zürich?

Opitz: Die Durchsetzung der Reformation als geschichtliche Bewegung war eine politische Sache. Es gelang den Reformatoren, politische Verantwortungsträger für sich zu gewinnen. Das Autonomiestreben der Städte wie beispielsweise Zürich war aber schon vorher ausgeprägt. Die Reformation erlaubte Stadträten oder auch Landesfürsten nun, die katholische Kirche weiter zurückzudrängen und dadurch weitere Unabhängigkeit zu gewinnen – etwa in der Rechtsprechung. Diese lag vorher in vielen Bereichen in der Kompetenz des Bischofs. Auch finanziell war es ein Gewinn, wenn Klöster aufgelöst wurden und das Geld dem Staat zufloss. Solche gesellschaftlichen und politischen Umstände haben sicher viel dazu beigetragen, dass sich die Reformation unter anderem in Zürich durchsetzen konnte.

Das heisst, die Reformatoren rannten da offene Türen ein?

Opitz: Ja, sie kamen dem Autonomiestreben vieler Orte entgegen. In gewisser Weise wurde dieses aber auch wieder gezähmt, jedenfalls was die Landbevölkerung anging. Vielleicht ist hier 1525 ein entscheidendes Jahr. Nachdem Luther in Deutschland schnell sehr populär geworden war, wurden die Bauern in ihren Hoffnungen enttäuscht. Gemeinsam mit katholischen haben die protestantischen Fürsten die damals aufflammenden Bauernaufstände mit aller Gewalt niedergeschlagen, ohne den Anliegen der Bauern entgegenzukommen. Luther hat sie dabei unterstützt, was zu einer Ernüchterung führte.

Mit welchen Folgen?

Opitz: Von diesem Zeitpunkt an spricht man von der «Fürstenreformation» im Deutschen Reich. Luther war in der Folge abhängig von den Fürsten. Sie haben ihn zwar beschützt und seine Ideen in gewisser Weise gerettet; sie haben ihm aber auch gesagt, wie sich die Reformation künftig weiterzuentwickeln habe. Das war nicht immer im Sinne Luthers. Ähnliches gilt für Zwingli. Auch in Zürich machten die Bauern und die radikal-reformatorischen Täufer für den neuen Glauben mobil. Die Zürcher Räte waren bemüht, die Zügel in den Händen zu behalten. Sie haben das dann auch geschafft und die Reformation konsolidiert, aber auch deutlich kanalisiert, und Zwingli musste an einigen Punkten Abstriche machen, was auch für die Landbevölkerung, besonders aber für seine «radikalen» ursprünglichen Anhänger, die Täufer, gilt.

«Heute würde sich Zwingli für ein Ausfuhrverbot von Waffen aussprechen, den Handel fördern und Handelsbeziehungen unterstützen, solange sie fair sind und dem Gemeinwohl dienen.» Peter Opitz

Wie würde die Welt heute aussehen ohne Reformation und ohne Zwingli?

Opitz: Das kann ich nicht sagen. Und anzufügen ist natürlich, dass nicht die ganze Weltgeschichte der letzten 500 Jahre auf die Reformation zurückzuführen ist. Da wären auch andere Kräfte zu nennen. Etwa das humanistische Denken, das sich schon vor der Reformation ausgebreitet hatte. Bereits im 14. und 15. Jahrhundert griff man auf das Wissen der Antike zurück und entdeckte vorchristliche Weisheiten neu. Ansatzweise wurde schon dort ein neues Menschenbild entwickelt, in dem der Freiheits- und Individualitätsgedanke wichtig war. Allerdings ist die Sache kompliziert: Gerade die Reformation integrierte den Humanismus und war auch von ihm inspiriert, so dass man von einer gegenseitigen Befruchtung und Förderung sprechen kann. Und die Aufklärung wäre zwar ohne die Reformation schwer denkbar, schliesslich stammten die meisten – aber nicht alle – ihrer Vordenker aus dem Protestantismus, nicht selten aus verfolgten protestantischen Minderheiten. Sie brachte aber durchaus Neues und Eigenständiges.

Ulrich Zwinglis Denken war sehr sozialkritisch – was würde der Reformator heute kritisieren, wogegen würde er ankämpfen?

Opitz: Zwingli war gegen das Söldnerwesen. Er sprach sich dagegen aus, dass Schweizer mit dem Töten von Menschen im Ausland Geld verdienten. Heutzutage würde er sich sicher für ein Ausfuhrverbot von Waffen aussprechen. Zwingli würde den Handel fördern und Handelsbeziehungen unterstützen. Er hätte auch nichts gegen Geldverleih und massvolle Zinsen. Allerdings würde er Gerechtigkeit und Fairness für alle Handels- und Geschäftsbeziehungen fordern und hervorheben, dass letztlich alles dem Gemeinwohl dienen soll und nicht dem Vorteil eines Einzelnen auf Kosten der Gemeinschaft.

Peter Opitz

Peter Opitz ist Professor für Kirchen- und Dogmengeschichte an der Theologischen Fakultät der Universität Zürich und Leiter des Instituts für Schweizerische Reformationsgeschichte. Er interessiert sich im Besonderen für die reformierte Reformation und Theologie und ihre Wirkungsgeschichte bis heute.

Kontakt: peter.opitz@uzh.ch

« Beim Besuch des Florentiner Doms sagte meine Mutter angesichts der ganzen Pracht: «Wenn das der Zwingli wüsste!» Genau das ist Zwingli für mich: vergangener und doch präsenter Zuchtmeister und liebevoll belächeltes, väterliches Maskottchen in einem. »

Selina Stokar (23) studiert im achten Semester Geschichte und im sechsten Semester Latein.

«Mein Zwingli-Bild ist zwiespältig: ein charismatischer Seelsorger, der furchtlos für den direkten Weg der Gläubigen zu Gott eintritt, aber nicht von der legendären Wurst gegessen haben will und heimlich heiratet.»

Nicole Frey Mathys (47) studiert im achten Semester Kunstgeschichte und Geschichte der Neuzeit.

«Zwingli war Optimist»

Vor der Reformation war Westeuropa weitgehend römisch-katholisch. Diese Einheit des Glaubens wurde zerstört. Der Historiker Thomas Maissen über die Ideen der Reformatoren und ihre Nachwirkungen. Von Thomas Gull

Die Reformation machte aus dem Heiligen Römischen Reich Deutscher Nation, zu dem damals auch die heutige Schweiz gehörte, einen konfessionellen Flickenteppich. Weshalb hatte die Reformation eine solche Sprengkraft?

Thomas Maissen: Die Reformation verbindet zwei Dimensionen: eine religiöse und eine politische. Die Frage nach dem richtigen Glauben stand im Vordergrund und war für die Menschen im 16. Jahrhundert existenziell: Wie erhalte ich einen gnädigen Gott? Wie also kann ich mein Seelenheil vor ewiger Verdammnis bewahren, obwohl ich immer wieder zum Sünder werde? Nicht vom Ringen um den richtigen Glauben zu trennen, aber für uns zugänglicher ist die politische Dimension. Dabei ging es um die Verfügungsgewalt über die Kirche und ihre Güter.

Weshalb war diese so wichtig?

Maissen: Die Kirche war die reichste Institution, weil sie viele Güter akkumulierte, die wegen des Zölibats nicht vererbt wurden: Landeigentum vor allem, aber auch materielle Güter. Darüber und über kulturelle Ressourcen wie das Unterrichtswesen konnte der Staat verfügen, wenn er protestantisch wurde, sich von der katholischen Kirchenhierarchie lossagte und die Kirchengüter verstaatlichte. Wenn er katholisch blieb, konnte er zwar nicht darüber verfügen, aber dennoch verstärkt darauf zurückgreifen, weil er damit argumentieren konnte, diese Ressourcen würden gebraucht, um die katholische Kirche und den richtigen Glauben gegen die Ketzer zu verteidigen.

Was war für die Zeitgenossen wichtiger: ihr Gewissen oder machtpolitisches Kalkül?

Maissen: Man kann die Motivation nicht auf die Staatsräson reduzieren. Für die Menschen war ihr Seelenheil von zentraler Bedeutung. Selbst die Fürsten, die sich für oder gegen die Reformation entscheiden, lesen oft nur ein Buch oder lassen sich aus diesem vorlesen – das ist die Bibel. Wenn es nur ums Materielle gegangen wäre, hätten alle Fürsten Protestanten werden müssen. Sich auf die Seite der Reformation zu schlagen, war auch riskant, denn es bedeutete, mit der Vergangenheit zu brechen, mit dem Glauben der Väter, und das in einer sehr traditionalistischen Gesellschaft. So warfen die katholischen Innerschweizer den abtrünnigen Zürchern denn auch vor, sie verrieten das Erbe der Väter. Das kann man nicht einfach so wegwischen. Man gefährdete damit auch rechtliche und politische Ansprüche, die zum Beispiel in einem Eid auf die Heiligen (Eid-Genossenschaft!) oder einem Siegel mit Heiligenbild begründet waren. Jede konfessionelle Wahl hatte Vor- und Nachteile, die man abwägen musste. Aber die Entscheidung für den wahren Glauben war nicht einfach rational, sondern eine Gewissensfrage.

> *«Die Reformation sprach ein bürgerliches Element an, das gerade in den Reichsstädten Anklang fand – die Selbstverwaltung des Glaubens.»* Thomas Maissen

Rückblickend staunt man immer noch darüber, dass sich die Reformation halten konnte, denn politisch waren die Gewichte ungleich verteilt: Auf der einen Seite wenige deutsche Fürsten und viele Städte, auf der anderen Seite der mächtige Kaiser Karl V., der sich gegen die Kirchenspaltung stemmte. Wie erklärt sich der Erfolg der Reformation?

Maissen: Der Kaiser hat in dieser Zeit anderes zu tun; die Luther-Sache ist nur zweite Priorität, obwohl er nie schwankt in seinem Urteil gegen die Lutheraner. Es sind auch Zufälle, die dazu beigetragen haben, dass sich die Reformation etablieren konnte. Dazu gehört, dass Karl V. das päpstliche Ketzerurteil gegen Luther nicht umgehend vollziehen konnte, weil er gerade Kaiser geworden und auf den Rückhalt vor allem von Friedrich dem Weisen angewiesen war, dem sächsischen Landesherrn Martin Luthers. Deshalb wird Luther 1521 vor den Wormser Reichstag geladen, aber nicht verhaftet und hingerichtet, was möglich gewesen wäre. Der Reformator kann Worms unbehelligt wieder verlassen, obwohl die Reichsacht verhängt wird. Hinzu kommen Karls Spannungen mit Frankreich und dem Papst. Karl ist aussenpolitisch gefordert und zwischen 1521 und 1530 gar nie mehr im Reich.

Hätte die Reformation rückgängig gemacht werden können, wenn Luther hingerichtet worden wäre?

Maissen: Die Zahnpasta war draussen – das heisst, Luthers Lehre bereits weit verbreitet, vor allem dank dem Buchdruck, der viel schnellere und weiter reichende Kommunikation ermög-

Thomas Maissen

Der ordentliche Professor für Neuere Geschichte an der Universität Heidelberg leitet seit 2013 das Deutsche Historische Institut in Paris. Maissen hat sich 2002 an der Universität Zürich mit seiner ausgezeichneten Studie «Die Geburt der Republik. Staatsverständnis und Repräsentation in der frühneuzeitlichen Eidgenossenschaft» habilitiert.

Kontakt: TMaissen@dhi-paris.fr

lichte als noch ein Jahrhundert davor, als die Kirchen den böhmischen Reformer Jan Hus hinrichtete. Selbst wenn Luther getötet worden wäre, seine Schriften wären weiterhin zugänglich geblieben. Sie sprachen ein bürgerliches Element an, das gerade in den Reichsstädten Anklang fand– die Selbstverwaltung des Glaubens. Zudem gab es schon bald von Luther unabhängige Reformationsbewegungen etwa in Zürich.

Wie unterscheidet sich die lutherische Reformation von der Reformation in der Schweiz?

Maissen: Die Reformation in der Schweiz war unabhängig von Luther auch im Bezug auf ihr intellektuelles Fundament. Zwingli hat nicht in Wittenberg studiert, sondern in Basel bei Erasmus. Diese Prägung durch den Humanismus ist sicherlich ein wichtiger Unterschied zu Luther: die Offenheit für das Griechische, das Luther nie interessiert hat, eine stark philologische Prägung, und, das ist vielleicht das Wichtigste, eine starke moralische Orientierung in der politischen Gemeinschaft, was für Luther sekundär war. Für Luther ist der wahre Glaube primär eine individuelle Herausforderung. Für die Erasmianer und Zwingli verwirklicht sich das Christentum in der Gemeinschaft der Gläubigen.

Wie hat sich das ausgewirkt?

Maissen: Für Zwingli ist der gute Christ ein guter Bürger, und die politische Stadt und die christliche Stadt müssen zusammenfallen. Das führt bei Zwingli zu einer starken Zusammenarbeit mit der politischen Obrigkeit, dem Kleinen und dem Grossen Rat in Zürich und den anderen eidgenössischen Städten, um die Gemeinschaft im Diesseits zu verchristlichen. Luther war weniger optimistisch, und der wahre Glaube richtete sich allein auf das Jenseits. Für ihn war der Staat eine unverzichtbare, gottgewollte Notwendigkeit im Reich der Sünde. Da braucht es vor allem Ordnung und Stabilität, wie etwa seine Stellungnahme im Bauernkrieg dokumentiert. Luther wollte nicht einmal dem katholischen Kaiser Widerstand leisten, weil er der Meinung war, das Gott gebiete, der Obrigkeit unbedingt zu gehorchen.

Zwingli sah das anders, er hat ja sogar selber zum Schwert gegriffen.

Maissen: Zwingli hat sehr aktiv Politik betrieben und den Kappeler Krieg provoziert, wo er ja getötet wurde. Zwinglis Ziel war es, die gottgefällige politische Gemeinschaft auf Erden auch in der gesamten Eidgenossenschaft zu verwirklichen. Da ist der humanistische Zwingli zuversichtlicher als der augustinische Pessimist Luther.

Die Reformation in Zürich und der Eidgenossenschaft fand in einem anderen politischen Umfeld statt als jene in Deutschland. Können Sie die Unterschiede skizzieren?

Maissen: Zwingli ist im Toggenburg aufgewachsen, das war genauso überschaubar wie die späteren Wirkstätten Glarus und dann Zürich. Die Selbstverwaltung des Glaubens in der Kirche lag hier nahe, übrigens auch in katholischen Gebieten, weil das in der politischen Gemeinschaft üblich war. In Zürich war etwa jede zehnte Stadtfamilie im Grossen Rat vertreten. Auch wenn man bei solchen Ratseliten nicht von Demokratie sprechen kann, so gab es doch eine Tradition der politischen Entscheidungsfindung in der Gemeinschaft. Das ist etwas anderes als die deutschen Fürstendynastien, welche die lutherische Reformation getragen haben.

Luthers Reformation wurde von oben verordnet, diejenige Zwinglis war eher eine Volksbewegung?

Maissen: Der wesentliche Unterschied bestand darin, dass der landsässige Adel und die Fürstendynastien in der Schweiz nicht mehr wichtig waren. Die Reformation fasste zuallererst in den Städten Fuss, dabei gab es allerdings keinen Unterschied zwischen Deutschland und der Eidgenossenschaft. Den Entscheidungen für oder gegen die Reformation ging in jeder Stadt ein Auskämpfen voraus mit dem Ziel, die beste Lösung zu finden; eine Minderheit von Städten, so etwa Köln, wählte die katholisch-altkirchliche Option. Die Deutschschweizer Reformation wirkte bis nach Konstanz, Ulm, Augsburg, Strassburg.

Weshalb hat sich in deutschen Städten die Reformation zwinglianischer Prägung doch nicht durchgesetzt?

Maissen: Die süddeutschen Städte befanden sich lange in einer Mittlerposition zwischen Luther und Zwingli. Aber der Augsburger Religionsfrieden von 1555 schloss neben den Katholiken nur die Lutheraner als Glaubensgemeinschaft ein, die Reformierten hingegen werden aus dem Landfrieden ausgeschlossen. Eine Stadt wie Augsburg stand somit vor der Wahl, entweder protestantisch-lutherisch zu sein oder rekatholisiert zu werden. Die Option protestantisch-zwinglianisch war zu gefährlich. Im Reich war die Position der Städte schwächer als in der Eidgenossenschaft, wo es keine Fürsten und wenig Adel gab und der Kaiser weit entfernt war, also die militärische Gefahr geringer war.

Wie hat sich die Glaubensspaltung ausgewirkt?

Maissen: Der konfessionelle Graben hat die Einigung aller Deutschen genauso erschwert wie die aller Schweizer. Bei uns hat ja erst der Sonderbundkrieg 1847 mit der Niederlage der katholischen Orte den Weg frei gemacht für die Gründung eines Bundesstaats, in Deutschland der Sieg über Frankreich 1870/71. Die meisten anderen Staaten haben die religiöse Vereinheitlichung betrieben, in die eine oder andere Richtung, die nordischen Staaten wie Schweden oder Dänemark wurden einheitlich lutherisch, in Frankreich beendete Louis XIV. mit der Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 die prekäre Koexistenz von Katholiken und Reformierten in Frankreich. Die Hugenotten mussten konvertieren, viele verliessen das Land. Die konfessionelle Vereinheit-

ZWINGLI UND LUTHER

Diesseits, Jenseits

Für Zwingli verwirklicht sich das Christentum in der Gemeinschaft der Gläubigen. Luther sah das anders: Der wahre Glaube richtete sich für ihn allein auf das Jenseits. Der Staat war nur eine Notwendigkeit im Reich der Sünde.

lichung war wichtig für die Staatenbildung. In Deutschland und der Schweiz erfolgte sie eben nicht auf nationaler Ebene, sondern auf der Ebene der Territorialstaaten beziehungsweise der Kantone.

Mit welchen Folgen?

Maissen: Nach dem Augsburger Religionsfrieden 1555 galt die Formel: Cuius regio, eius religio – wessen Herrschaft, dessen Religion. Damit waren die Landesherren ermächtigt, die Religion ihrer Untertanen zu bestimmen. Wer damit nicht einverstanden war, durfte auswandern. Als Folge des Religionsfriedens erfolgte in Deutschland die konfessionelle und politische Integration nicht auf der Ebene des Reichs, sondern auf jener der Reichsstände. Davon gab es nördlich des Bodensees mehr als 400! Darunter gab es zwar auch bedeutende wie Preussen, Habsburg oder Sachsen. Aber wegen ihrer Vielfalt und mit den ganzen politischen und konfessionellen Widersprüchen war Deutschland als Ganzes kein wirklicher Machfaktor in Europa. Zudem haben sich die Reichsstände dann im Dreissigjährigen Krieg gegenseitig stark geschwächt. Erstaunlich ist gleichwohl, dass selbst die kleinen Reichsstände bis ins napoleonische Zeitalter überleben konnten und nicht von grösseren Nachbarn geschluckt wurden. Die Konfession wirkte da wie ein Schutzschild. Deshalb hat etwa Bayern protestantische Städte wie Nürnberg nicht erobert. Noch ausgeprägter wurden in der Schweiz auch nach den Konfessionskriegen wie dem Kappeler- oder dem Villmergerkrieg die territorialen und konfessionellen Grenzen respektiert.

Zwingli hat ja noch versucht, die Katholiken mit Gewalt zu bekehren, und ist gescheitert.

Maissen: Ja. Die Lektion der Kappeler Kriege war, dass das nicht geht. Der Respekt vor dem territorialen und konfessionellen Status quo der Kantone war entscheidend für die vergleichsweise friedliche Entwicklung der Eidgenossenschaft.

Glocken und Gespenster

Die Reformation hatte ihre ganz eigene Ästhetik. Der Historiker Jan-Friedrich Missfelder erforscht die Revolution der Sinne, die sich mit Zwingli und seinen Nachfolgern in Zürich vollzog. Von Roger Nickl

Wenn Jan-Friedrich Missfelder heute durch Zürich geht, erinnert ihn wenig an Ulrich Zwingli. Während ein anderer Grosser der Stadt, der Politiker und Eisenbahnunternehmer Alfred Escher, prominent über dem Bahnhofsplatz auf seinem Denkmal thront, findet man die Skulptur des einflussreichen Reformators aus dem 16. Jahrhundert fast etwas verschämt hinter der Wasserkirche. Zwingli begegnet Missfelder höchstens im Klischee, als Stichwortgeber für das protestantische Zürich, das sauber, ordentlich, fleissig, langweilig und etwas zugeknöpft sei. «Wohlorganisiert, sauber und reich ist Zürich zwar schon», meint der Historiker aus Deutschland, der seit 13 Jahren hier lebt und arbeitet, viele andere Zuschreibungen stimmten aber nicht.

Das Klischee einer sinnenfeindlichen Kultur der Nüchternheit, die mit der Reformation in Zürich und anderswo einzog und die sinnliche Welt des Katholizismus verdrängte, hält sich auch in der Forschung hartnäckig. «Es trifft aber nicht zu», sagt Jan-Friedrich Missfelder, «die Kultur der Reformation war nicht unsinnlich, sie gehorchte einfach anderen ästhetischen Spielregeln.» Wie sich diese Regeln veränderten, wie sich die sinnliche Welt und mit ihr die Wahrnehmung der Menschen im Lauf der Reformation gewandelt hat, untersucht Missfelder in seinem Projekt «Gottes Wort und Zwinglis Wurst» am Nationalen Forschungsschwerpunkt «Mediality» der UZH.

Bilder in der Bibel

Medien spielen beim Sinneswandel in der Reformationszeit eine entscheidende Rolle. Darunter versteht Jan-Friedrich Missfelder nicht nur Bücher, Flugschriften und Flugblätter, die damals – die Druckerpresse war kurz zuvor erfunden worden – bei der Verbreitung des neuen Glaubens eine zentrale Rolle spielten. Medien sind für ihn auch Bilder, die Musik, Kirchenglocken und – Gespenster. Sie alle erhalten in der Kulturrevolution der Reformation in Zürich eine neue Bedeutung.

So verschwanden beispielsweise religiöse Gemälde, die während des Bildersturms 1524 in Windeseile aus den Zürcher Kirchen entfernt wurden, nicht einfach aus dem Leben der Zeitgenossen. Sie zierten zwar im reformierten Zürich nicht mehr die Kirchenräume, Bilder illustrierten dafür Bibeltexte. «Sie sollten nach Zwingli die Worte der Bibel, die ganz im Zentrum seines theologischen Denkens standen, verdeutlichen und veranschaulichen», sagt Missfelder, «das Anbeten von Heiligenbildern in der Kirche hingegen war für ihn und seine Mitstreiter Götzenverehrung.» So erhalten Bilder in der Reformationszeit eine neue Funktion; aus dem Alltag ausgeschlossen werden sie aber nicht.

Die Sprache der Glocken

Auch das Glockenläuten bekam im 16. Jahrhundert einen neuen Sinn. Kirchglocken waren Kommunikationsmittel und spielten im Sozialleben eine wichtige Rolle. Spezifische Glocken riefen zum Gebet auf; sie funktionierten aber auch als Warnsignal, wenn die Stadt angegriffen wurde oder ein gefährliches Gewitter bevorstand. Sie wurden geschlagen, wenn jemand starb, wenn geheiratet wurde, der Rat der Stadt tagte oder die Stadttore geschlossen wurden. «Das war eine eigene Sprache, die von den Zeitgenossen gelesen und verstanden werden konnte», sagt Jan-Friedrich Missfelder. In der Reformationszeit wurde diese Sprache neu definiert und der Tagesrhythmus der Menschen damit anders getaktet.

Zwinglis Nachfolger Heinrich Bullinger setzte sich 1570 in einem Text mit dem Glockenläuten auseinander. Vor der Reformation wurde der Tagesablauf durch die Gebetszeiten der Klöster strukturiert. Rund alle drei Stunden schlugen die

Glocken von den Kirchtürmen und forderten die Bevölkerung zum Gebet auf. Bullinger war das ein Dorn im Auge. «Denn aus seiner Sicht wurde der Alltag so an den alten klerikalen Eliten, den Mönchen in den Klöstern, ausgerichtet, gegen die sich die Reformation wandte», sagt Missfelder.

Bullinger war aber auch der Meinung, dass den Menschen damit ein Automatismus aufgezwungen wurde – immer wenn die Glocke läutet, soll gebetet werden. «Indem die Bevölkerung aufgefordert wurde, zu bestimmten Zeiten religiös zu handeln, entstand für Bullinger in den Zwischenzeiten ein religionsfreier Raum», sagt Jan-Friedrich Missfelder. Und dies widersprach radikal der reformatorischen Vorstellung, dass der Alltag vom Glauben durchtränkt sein sollte. Jeder und jede sollte beten dürfen, wann immer er oder sie will. Deshalb wurde die alte, an den Klöstern ausgerichtete Läutordnung in Zürich abgeschafft und durch eine neue ersetzt. Die Glocken wurden fortan nur noch zum Gottesdienst geschlagen, aber auch bei Notfällen oder um die Unterrichtszeiten der neu gegründeten Schulen anzuzeigen. So bekam das Glockenläuten eine ganz neue Bedeutung und Zürich erhielt seinen eigenen, die ganze Stadt beschallenden reformierten Sound.

Göttliche Donnerworte

Aufgehoben wurde in Zürich auch das Wetterläuten. Eine spezielle Glocke warnte die Bevölkerung damals – einer Zeit ohne Blitzableiter – vor den äusserst gefährlichen Gewittern. Damit verbunden war auch die alte Idee, dass das Läuten selbst das Gewitter vertreibt. Für die Reformatoren war das reiner Aberglauben. Aber nicht nur das: «In der Reformationszeit entsteht die Vorstellung, dass Gott durch den Donner – das damals denkbar lauteste Geräusch – spricht», sagt Missfelder. Wenn nun ein Gewitter durch das Wetterläuten vertrieben werden sollte, war das in diesem Denken gleichzeitig der Versuch, Gott zum Schweigen zu bringen – eine totale Anmassung. Auf das Wetterläuten wurde deshalb kurzerhand verzichtet. Weiterhin bimmelten aber die Feuerglöckchen auf den Kirchen, wenn in der Nähe doch ein Blitz eingeschlagen hatte und ein Brand ausgebrochen war.

Zu Zwinglis Zeiten begannen sich auch die Klänge im Kirchenschiff radikal zu wandeln. «Der Reformator war selber sehr musikalisch», sagt Jan-Friedrich Missfelder, «mit der Musik im Gottesdienst hatte er aber seine liebe Mühe.» Problematisch war aus seiner Sicht, dass Musik der Verständlichkeit der biblischen Worte, die seinem religiösen Denken das A und O waren, im Weg steht. Im Gottesdienst oder im Gebet sollte das biblische Wort verlebendigt werden und so den Weg zu Gott ebnen. Alles, was diesen direkten Zugang verstellte, musste deshalb beiseite geschafft werden. Deshalb konnte der Reformator mit den kunstvoll verzierten gregorianischen Chorälen, die noch im Spätmittelalter gesungen wurden, nichts anfangen und verbannte sie aus der Kirche. Auch mit der Instrumentalmusik hatte Zwingli wenig am Hut, weshalb die Kirchenorgeln in Zürich kurzerhand ausgebaut wurden.

RELIGIÖSER ALLTAG

Immer beten

Im alten Zürich wurde die Bevölkerung mit Glockengeläut im Dreistundentakt zum Gebet aufgefordert. Den Reformatoren war das ein Dorn im Auge: Jeder und jede sollte beten können, wann immer er oder sie will.

«In Fragen der Musik stand Zwingli zwischen zwei Fronten», sagt Jan-Friedrich Missfelder, «auf der einen Seite stand die musikalische Welt des katholischen Spätmittelalters, auf der anderen die lutherische Singbewegung.» Im Gegensatz zu Zwingli hatte der Reformator aus Deutschland weniger Berührungsängste mit der Musik. Seine Gefolgsleute setzten sie sogar als Kampfmittel gegen altgläubige, katholische Prediger ein. Missfiel ihnen eine Predigt, stimmten die Reformierten in einen von Luther komponierten Choral ein. Sie übertönten damit die unliebsamen Worte des Pfarrers und übernahmen so die akustische Hoheit im Kirchenraum.

Der in musikalischen Fragen radikalere und auf die Wortverständlichkeit fixierte Ulrich Zwingli grenzte sich aber gegen Luther ab und führte den Gemeindegesang in Zürich nicht ein. Das heisst aber nicht, dass die Gläubigen deshalb schweigen mussten. «Vermutlich hätte Zwingli eine Art Sprechgesang, ein rhythmisches Sprechen an bestimmten Stellen des Gottesdiensts befürwortet», meint Jan-Friedrich Missfelder, «denn letztlich ging es ihm um die Versenkung im gesprochenen Gotteswort.» Wie es konkret geklungen hat in Zwinglis Kirchen, weiss man heute aber nicht, dafür fehlen die Hinweise in den Quellen.

Geistermesse im Fraumünster

Zwinglis Reformation krempelte die ästhetische Ordnung und das Leben in Zürich Schritt für Schritt um. Ohne Nebengeräusche ging das nicht. «In der Bevölkerung, die teils noch alten Ideen nachhing, gab es natürlich auch Widerstand gegen den neuen Glauben», sagt Historiker Missfelder. So hielten beispielsweise viele Menschen an althergebrachten Gespenstervorstellungen fest. Gespenster, so dachte man damals, seien die Seelen von Verstorbenen, die auf Erden noch etwas zu erledigen haben und dafür die Fürsprache der Lebenden brauchten. «Sie funktionierten als Heilsmedien», sagt Jan-Freidrich Missfelder, «indem man ihnen Gutes tat, konnten sich die Lebenden auch bei Gott beliebt machen.»

So geisterten auch in den späten 1560er-Jahren noch Gespenster durch Zürichs Gassen und spukten in den Köpfen der Zürcherinnen und Zürcher. Und sie feierten, wie eine Geschichte aus dieser Zeit berichtet, im Fraumünster Messen – ganz unzwinglianisch mit Lichtzauber, Saitenspiel und Orgelmusik. Gegen den weit verbreiteten Gespensterglauben schrieb der reformierte Autor Ludwig Lavater, ein Vorfahre des berühmten Zürcher Physiognomen und Pfarrers Johann Caspar Lavater, an. In seinem damals berühmten und viel zitierten Traktat «Von Gespänsten, Unghüren und Fälen» (1569) riet er den Reformierten, die Kommunikation mit Gespenstern schlicht zu verweigern, die Geister würden sich dann schon «trollen». So hoffte er wohl, das Gespenst des Katholizismus, das nach wie vor in Zürich umging, für immer zu vertreiben.

Kontakt: Dr. Jan-Friedrich Missfelder, jan-friedrich.missfelder@hist.uzh.ch

« Mich beeindrucken Zwinglis Wissensdurst, sein eigenständiges Denken und vor allem seine Wahrhaftigkeit. In schwierigen Situationen stand er für seinen Glauben ein und war bereit, die Konsequenzen seines Handelns zu tragen. »

Nina Beerli (31) wurde zur Pfarrerin ordiniert und arbeitet als Assistentin und Doktorandin im Fachbereich Altes Testament.

«Die Bildung war wie eine Rakete»

Max Weber hatte wohl recht: Die Protestanten waren geschäftstüchtiger als die Katholiken. Doch es gab noch andere Gründe für den wirtschaftlichen Erfolg der Reformierten, sagt der Historiker Tobias Straumann. Von Thomas Gull

Vor gut hundert Jahren hat der Soziologe Max Weber in seinem Werk «Die protestantische Ethik und der Geist des Kapitalismus» behauptet, die Protestanten seien fleissiger als die Katholiken und deshalb wirtschaftlich erfolgreicher. Trifft das zu?

Tobias Straumann: In dieser Form ist die These heute nicht mehr haltbar. Wenn man bei Weber nachliest, so stellt man fest, dass er eher postuliert hat, es gebe eine Übereinstimmung zwischen dem calvinistisch-reformierten Weltbild und dem modernen Kapitalismus. Doch die Kausalität hat er nicht ganz geklärt.

Weshalb ist Webers These nicht mehr haltbar?

Straumann: Es gibt viele Argumente dagegen. Die Frage ist, ob es für die Erklärung des modernen Kapitalismus wirklich die protestantische Wirtschaftsethik braucht; der moderne Kapitalismus ist nach heutigem Verständnis vor allem in Italien im Spätmittelalter entstanden.

Webers Idee ist immer noch sehr produktiv. Es gibt aktuelle wissenschaftliche Studien, die sich mit seiner These beschäftigen und sie zum Teil auch bestätigen. Da muss doch noch was dran sein.

Straumann: Ich würde sogar sagen, es findet eine Renaissance von Webers Idee statt. Vor allem die Ökonomen beschäftigen sich damit. Das hat damit zu tun, dass sich die Wirtschaftswissenschaftler heute mehr mit kulturellen Einflüssen beschäftigen. Und es gibt neue Daten, die ausgewertet werden können.

Es ist nicht von der Hand zu weisen, dass viele Protestanten erfolgreiche Kapitalisten waren. Als Beispiel wird etwa die industrielle Revolution angeführt, die in England begonnen hat; und auch in der Schweiz gab es lange Zeit markante wirtschaftliche Unterschiede zwischen katholischen und reformierten Gebieten. Können Sie das erklären?

Straumann: Grundsätzlich sind diese Unterschiede nicht zu bestreiten. Wenn man die Landkarte Europas anschaut, sieht man solche Muster: der katholische Süden Europas ist heute noch ärmer als der reformierte Norden, in Nord- und Südamerika zeigt sich das gleiche Bild und in der Schweiz war die Übereinstimmung früher sehr gross. Schwieriger wird es bei der Erklärung, weshalb das so war.

BILDUNGSREFORM

Selber lesen

Die Reformatoren forderten, jeder Gläubige müsse selber die Bibel lesen können. Das hat in protestantischen Gebieten zu einer Aufwertung der Bildung geführt – ein zentrales Element des wirtschaftlichen Erfolgs.

Versuchen Sie es!

Straumann: Wenn wir uns die Schweizer Städte anschauen, die reformiert wurden, so sehen wir, dass sie schon vor der Reformation wirtschaftlich fortschrittlich und erfolgreich waren. Und sie haben sich selbst regiert über mehr oder weniger demokratisch bestimmte Gremien wie etwa den Grossen und den Kleinen Rat in der Stadt Zürich. Das Gleiche galt für Städte im süddeutschen Raum und in Norditalien. Auch dort bestand eine grosse Affinität zwischen der politischen Organisation und den Idealen der Reformation, für die die Selbstbestimmung der Gemeinden in Glaubensfragen zentral war. Diese Städte haben schon vor der Reformation versucht, die kirchlichen Angelegenheiten selbständiger zu lösen, das heisst wenn möglich unabhängig vom Einfluss des jeweiligen Bischofs.

Da kam die Reformation gelegen. Man konnte den Bischof vertreiben und die Klöster aufheben.

Straumann: So war es.

Was hat das mit Max Weber zu tun?

Straumann: Die Frage ist: Hat erst die «protestantische» Arbeitsethik zu den wirtschaftlichen Differenzen geführt? Oder war es nicht eher so, dass Städte, die die Reformation übernommen haben, ohnehin schon erfolgreich gewirtschaftet haben und über entsprechende politische und soziale Voraussetzungen verfügten? Viele Städte waren aufgrund ihrer politischen Struktur prädestiniert dazu, die Ideen der Reformation zu übernehmen. Gleichzeitig waren sie etwa in der Schweiz wirtschaftlich bereits anders aufgestellt als die ländlichen Orte. Für diese war das Söldnerwesen nach wie vor eine wichtige Einnahmequelle; die Städte hingegen stützten sich schon viel stärker auf Handel, Handwerk und Finanzgeschäfte. Das galt nicht nur für die Eidgenossenschaft, sondern für einen Städtegürtel, der sich von Norditalien bis zu den Benelux-Staaten zog.

In der Schweiz waren die Städte bereits vor der Reformation wirtschaftlich stark und fortschrittlich orientiert. Die Reformation hat diesen Trend aber noch verstärkt. Weshalb?

Straumann: Vor allem wegen der Bildung. Da ist sich die Forschung völlig einig. Die Bildung hat wie bei einer Rakete nochmals eine neue Stufe gezündet. Das hängt direkt mit der Reformation zusammen – eine zentrale Forderungen der Reformatoren war, jeder Gläubige müsse selbst die Bibel lesen können. Das hat in den protestantischen Gebieten zu einem Alphabetisierungsschub geführt und ganz grundsätzlich zu einer

Aufwertung der Bildung. Das war ein zentrales Element für die wirtschaftliche Entwicklung.

Die Protestanten waren belesener und gebildeter als die Katholiken?

Straumann: Im Durchschnitt schon.

In der Schweiz haben sich die reformierten und die katholischen Gebiete sehr unterschiedlich entwickelt. Können Sie das erklären?

Straumann: Die Unterschiede waren vor rund hundert Jahren am grössten und augenfälligsten: die katholischen Gebiete waren nach wie vor weitgehend landwirtschaftlich geprägt, viele der reformierten industrialisiert. Bis zur industriellen Revolution war das Gefälle nicht so gross, weil alle relativ arm waren. Auch die meisten Menschen in den Städten lebten am Existenzminimum, die Lebenserwartung war tief, die Kindersterblichkeit hoch und immer wieder es gab Seuchen.

Was hat sich mit der industriellen Revolution geändert?

Straumann: Mit der industriellen Revolution wurden die katholischen Gebiete wirtschaftlich abgehängt. Um 1900 war die industrielle Oberschicht in Zürich, Basel, Winterthur und St. Gallen reformiert. Im ebenfalls reformierten Bern war es etwas anders, weil es dort sehr viele fruchtbare Böden gibt. Das Stadtbürgertum war deshalb nach wie vor viel stärker vom Landbesitz geprägt und machte die industrielle Revolution nur bedingt mit. Die wirtschaftlichen Unterschiede wurden verstärkt durch die Flucht von protestantischen Wirtschaftseliten in die Schweiz, vor allem der Hugenotten, die französischen Calvinisten, die nach der Aufhebung des Edikts von Nantes 1685 ins Exil gedrängt wurden. Sie haben die Uhrenindustrie in die Schweiz gebracht und die Textilindustrie erneuert. Das waren Familien wie die von Muralt, die Pestalozzi, die Orelli. Für ein kleines Gebiet wie die Schweiz bedeutete der Zuzug dieser Familien eine ungeheure Steigerung der Wirtschaftskraft.

Heute haben sich die Differenzen in vielen Regionen nivelliert.

Straumann: Das trifft zu, hat aber zum Teil einfach damit zu tun, dass die reformierten Zentren wie Zürich einen Teil ihrer Produktion ausgelagert haben. Das katholische Zug ist ein interessantes Beispiel: Alle Industriegründungen wie etwa Landis & Gyr um 1900 gehen auf Protestanten zurück. Auch das Kapital kam aus Zürich, häufig durch Heirat.

Weshalb gründeten Zürcher in Zug Industriebetriebe?

Straumann: Es gab gute Rahmenbedingungen: Arbeitskräfte, billiges Land, Wasserkraft etwa.

Die Unternehmer waren protestantisch, die Arbeitskräfte katholisch. Bis zum Zweiten Weltkrieg war die Industrie konfessionell geprägt. Weshalb hat sich das danach geändert?

Straumann: Die Katholiken haben gemerkt, dass sie den Anschluss verlieren. Mit der Generation meiner Eltern hat sich das verändert. Auch Katholiken gingen in technische Berufe, studierten an der ETH und traten dann in Unternehmen ein, statt sich vom Staat anstellen zu lassen, wie das früher bei der katholischen Elite oft der Fall war. Weshalb das so war, weiss ich nicht, es ist noch zu wenig erforscht. Auf jeden Fall war die Zeit nach dem Zweiten Weltkrieg die Phase der grössten sozialen Mobilität in der Geschichte der Schweiz. Das galt auch für die Bildung, die ganz allgemein wichtiger wurde.

«Die Hugenotten brachten die Uhrenindustrie in die Schweiz und erneuerten die Textilindustrie – eine ungeheure Steigerung der Wirtschaftskraft.» Tobias Straumann

War Bildung zuvor für die Katholiken weniger wichtig, was auch gewissen Studien nahelegen?

Straumann: Bildung war wichtig, zumindest für die Oberschicht, aber das Verständnis war anders. So wurde etwa Wert auf Sprache(n) gelegt, aber weniger auf Technik. Dass war zu zweckrational. Da hat Weber sicher einen Punkt – die Prioritäten bei den Katholiken waren anders als bei den Reformierten.

Die Katholiken haben ihr Geld in schöne Kirchen investiert, die Reformierten in Fabriken.

Waren die Fabriken die neuen Kirchen des Protestantismus?

Straumann: Weber sagt, die Protestanten investierten, um nachher wieder zu investieren, denn Erfolg im Geschäftsleben ist für die Calvinisten ein Beweis der göttlichen Gnade.

Gibt es heute noch Differenzen zwischen Katholiken und Reformierten, wenn es um Arbeitshaltung und Bildung geht?

Straumann: In der Schweiz nicht mehr. Zürich und Genf sind heute ohnehin mehrheitlich katholisch.

Der Geist und die Elite sind in Zürich aber nach wie vor reformiert?

Straumann: Das hat sich geändert. Ein klarer Hinweis war etwa 1977 der Chiasso-Skandal der Credit Suisse, der dem Zuger Katholiken Rainer E. Gut den Weg zur Spitze frei gemacht hat. Seither haben die Banken ganz anders rekrutiert, mittlerweile tun sie dies international. Die Konfession spielt keine Rolle mehr.

Tobias Straumann

Tobias Straumann ist Titularprofessor für Geschichte der Neuzeit und Lehrbeauftragter an der Wirtschaftswissenschaftlichen Fakultät. In Lehre und Forschung beschäftigt er sich mit der europäischen Wirtschaftsgeschichte, der schweizerischen Unternehmensgeschichte und der schweizerischen Wirtschaftspolitik.

Kontakt: Tobias Straumann, tobias.straumann@econ.uzh.ch

«Mein» Zwingli war auf der Suche nach Wahrheit. Für sie hat er alles (auf-)gegeben. Wer sich in der Post-Truth-Ära nicht einfach mit alternativen Fakten begnügen will, findet in einer solchen Gestalt einen Mitstreiter.

Pierrick Hildebrand (32) ist Doktorand und Assistent am Institut für Schweizerische Reformationsgeschichte.

Kritik und keine Bücklinge

Ulrich Zwingli eröffnete 1525 in Zürich eine Lehranstalt für Pfarrer. Aus ihr wuchs über die Jahrhunderte Zürichs Universität. Doch Zwingli hat weit mehr geprägt, meint Theologieprofessor Konrad Schmid. Von Michael T. Ganz

Vielleicht sass da, wo Konrad Schmid heute sitzt, auch einmal Ulrich Zwingli. Und schaute, wie Schmid, durch die hohen Bogenfenster hinunter auf die Kirchgasse zur Rechten und den Zwingliplatz zur Linken, der damals freilich noch nicht den Namen des Zürcher Reformators trug. Im ehemaligen Grossmünsterstift, wo die Theologische Fakultät und mithin auch Konrad Schmids Büro zuhause ist, hatte Zwingli 1525 die sogenannte Prophezei eingerichtet, eine höhere Ausbildungsstätte für angehende Geistliche, die Zwinglis neuer Theologie folgen wollten.

In der Prophezei war eine Schar von Pfarrern jeden Tag während drei Stunden damit beschäftigt, nach Zwinglis hermeneutischer Methode die Bibel auszulegen– auf Hebräisch, Griechisch und Lateinisch, Wort für Wort. «Vor der Reformation hatte man die Bibel wie einen heiligen Gegenstand behandelt, der vom Himmel heruntergefallen war», sagt Konrad Schmid. «Die Reformatoren aber wollten die Bibel verstehen. Sie wollten wissen, was sie sagt.» Ihre Lehrmeister waren vorab Altphilologen.

Zürich vertraut Zwingli

Die Prophezei war eine kleine, ja fast revolutionäre Institution, die jedoch starken politischen Rückhalt genoss. Der Grosse Rat von Zürich hatte Zwinglis Reformideen zwei Jahre zuvor gebilligt und gleichzeitig grünes Licht für die Gründung einer entsprechenden Lehranstalt gegeben. Zwingli, der Bauernsohn aus dem Toggenburg, hatte also nicht nur Theologen und Kirchenmänner, sondern auch Zürichs Stadtväter für sein neues Denken gewonnen. Ein Charismatiker?

«Die Zürcher Reformation war in der Tat ein Grosserfolg», sagt Konrad Schmid. «Sie wurde nie mehr rückgängig gemacht, anders als beispielsweise im Wallis, wo es eine starke Gegenreformation gab. Man muss also davon ausgehen, dass Zwingli Charisma hatte, ja. Doch das allein genügte wohl nicht. Seine Ideen fielen damals auch auf fruchtbaren Boden.» Es habe, so Schmid, wohl zum Geist der Eidgenossen gehört, sich nicht von Fürsten und Bischöfen belehren zu lassen, sondern eigenen Autoritäten zu vertrauen. Zürich vertraute Zwingli.

ZWINGLI IN ZÜRICH

Kritisch denken

Zwingli und sein Bibelverständnis stehen für die Anfänge des kritischen Denkens in Zürich. Der Reformator liess sich nicht von Autoritäten beeinflussen und vertraute seinem eigenen Verstand.

Der Weg von der philologischen Lehranstalt mit geistlichem Hintergrund zur philosophisch-naturwissenschaftlichen Hochschule weltlicher Prägung war schon damals vorgezeichnet. Zum einen war die Gründung der Prophezei der Säkularisierung des Grossmünsterstifts zu verdanken; aus dem säkularisierten Klostergut finanzierte man die Lehrstühle. Zum andern stand die reformierte Kirche der weltlichen Forschung durchaus offen gegenüber. «Natürlich musste sich die Wissenschaft lange Zeit noch von kirchlichen Machtstrukturen freikämpfen», sagt Schmid, «denken Sie nur an Galileo Galilei. Aber im Christentum setzte sich letztlich die Überzeugung durch, dass man sich der Naturwissenschaft nicht verwehren, sondern den Weg gemeinsam mit ihr gehen soll.» So stiess Ende des 16. Jahrhunderts erstmals ein Naturkundler zu den Hebraisten und Gräzisten der Zürcher Prophezei: Konrad Gessner. Die Absicht hinter Gessners Berufung war allerdings noch eine rein theologische; man wollte Gottes Wirken auch in der Natur beschreiben können. Im 17. Jahrhundert – die Prophezei war gewachsen und nannte sich mittlerweile Carolinum – kam zur theologischen und zur philologischen auch eine philosophische Abteilung dazu. Das Carolinum stand nicht mehr nur angehenden Pfarrern, sondern Studenten aller Couleur offen. Im 18. Jahrhundert gab es den ersten juristischen Lehrstuhl, und kurz vor der Gründung der Universität im Jahr 1833 entstanden im Zuge der Helvetik neben dem Carolinum auch das Medizinisch-chirurgische und das Politische Institut. Diese drei Institutionen waren die wichtigsten Vorgänger der neuen Zürcher Universität.

Zwingli allein war es nicht, der Zürichs Kultur prägte. Schmid erkennt vielmehr zwei historische Wurzeln: einerseits jene kritische Haltung gegenüber Autoritäten, jene exegetische Sorgfalt auch, die Zwingli eigen war. Und anderseits den Liberalismus des 19. Jahrhunderts, der in Zürich blühte wie kaum an einem anderen Ort. Als Beispiel nennt Schmid den Akt der kirchlichen Taufe. Auf der ganzen Welt muss getauft sein, wer einer christlichen Kirche angehören will – nur im Kanton Zürich nicht. Laut Kirchenordnung gilt die Taufe hier nur mehr als Zeichen der Zugehörigkeit und ist für Mitglieder der reformierten Kirche keine Bedingung.

«Die öffentliche Kultur Zürichs», so Schmid, «zeigt heute noch zwinglianische Residuen. Schauen Sie sich um: In Zürich gibt es zwar Villen, aber keine Schlösser. Es gibt zwar eine bürgerliche Elite, aber keinen Adel. In Zürich macht man keine Bücklinge, sondern begegnet sich auf Augenhöhe. Niemand ist bloss kraft seiner Herkunft oder seines Amtes eine Respektsperson. Respekt erntet, wer etwas zu sagen hat. In Zürich

lässt man sich nicht blenden.» Konrad Schmid weiss, wovon er spricht. Er entstammt einer stark zwinglianisch geprägten Theologenfamilie.

Sein Grossvater war Pfarrer am Zürcher Sankt Peter, sein Vater lehrte an der Theologischen Fakultät und war von 1988 bis 2000 Rektor der Zürcher Universität. Beide, Vater und Grossvater, gehörten zum liberalen Strang der reformierten Kirche. Im Gegensatz zu den «positiven» Reformierten, die als konservative Christen Frömmigkeit und Gebet hochhalten, entsagen die «Liberalen» allem Kultischen und begegnen religiösen Fragen mit dem Intellekt. «Wer in mein Elternhaus kam, konnte an nichts ausser an unseren Gesprächen erkennen, dass wir ein Theologenhaushalt waren», sagt Schmid. Hier gab es keine Bildnisse und keine Rituale.

Schmid erinnert sich: «Nach dem frühen Tod meines Grossvaters besuchte meine Grossmutter – auch sie eine fromme Frau – die Gottesdienste seines Nachfolgers. In den 1990er-Jahren begann der neue Sankt-Peter-Pfarrer in der Vorweihnachtszeit damit, einen Adventskranz mit vier Kerzen aufzustellen. Meiner Grossmutter war schon das zu viel; sie ging nicht mehr hin. Für sie war ein Adventskranz mit brennenden Kerzen religiöse Gefühlsduselei.»

Gegen die Infantilisierung

Er selbst lebe nicht in dieser rigiden Geistigkeit, sagt Schmid. Dennoch, in ihr sehe er auch Zukunftsperspektiven für den Zürcher Protestantismus. Denn der protestantische Liberalismus wehre sich gegen jede Infantilisierung, wie sie in der heutigen Kirche gelegentlich stattfinde – genauso wie seit geraumer Zeit übrigens auch an den europäischen Universtitäten: «Das Bologna-System mit seinen Kreditpunkten und den Trend, immer mehr akademische Steuerungsmechanismen zu implementieren, halte ich letztlich auch für strukturelle Infantilisierungen. Und die widerspricht allem, was Zwingli seinerzeit wollte.»

Vor einem Jahr erschien Konrad Schmids Buch «Die Theologische Fakultät der Universität Zürich. Ihre Geschichte von 1833 bis 2015», das selbstredend auch die Ursprünge der Fakultät, also Zwinglis Prophezei zum Thema hat. Schmid schrieb den 250-Seitigen Band im Auftrag der Gelehrten Gesellschaft von Zürich; sie geht auf die Gemeinschaft der Chorherren des Grossmünsterstifts zurück, die nach der Reformation als Gelehrte an der Prophezei wirkten – die ersten Zürcher Professoren also.

Für Schmid war der Auftrag ein Geschenk: «Mein Herz schlägt für die Theologische Fakultät.» Obwohl diese Fakultät, der die Zürcher Universität einst entwuchs, mit nur gerade einem Prozent der Gesamtstudierendenzahl heute deren kleinste ist. «Oder», sagt Schmid, «wie ich es lieber formuliere: Wir haben etwas mehr als ein Prozent der Studierenden und brauchen etwas weniger als ein Prozent des universitären Budgets.»

So klein sie auch sein mag, laut Schmid hat die Theologische Fakultät innerhalb der Universität eine besondere Funktion. Sie beschäftige sich mit dem menschlichen Denken, greife aufs Ganze aus, thematisiere die Leitplanken, in denen sich eine Hochschule humanistischer Ausrichtung zu bewegen habe. Und sie stelle jene Fragen, die die Bildungspolitik jeweils lieber an den Rand schiebe. Eine Universität aber – so ist Schmid überzeugt – müsse auch Wissen um seiner selbst Willen generieren können.

Während der Aufklärung entwickelte die Theologie eine neue Bibelkritik – die Bibel musste gelesen und ausgelegt werden wie jedes andere Buch auch.

Und: «Unsere Fakultät bildet Pfarrerinnen und Pfarrer aus und ist so für eine bestimmte Geistigkeit zuständig. Dazu gehört aber auch die Ideologiekritik, gegen innen und gegen aussen. Denn wo institutionalisierte Religion wegbricht, entwickeln sich andere Ideologien. Weil sie auf diesem Gebiet eine hohe fachliche Kompetenz haben, stehen theologische Fakultäten in der Pflicht, zu erkennen, wenn an Universitäten oder auch sonstwo Gesamterklärungsparadigmen auftreten, die plötzlich ideologischen Charakter annehmen und zur Pseudoreligion werden.»

Dass reformiertes Gedankengut in der modernen Welt keinen leichten Stand hat, ist Schmid bewusst. Mit ihren Ritualen kann die katholische Kirche der Orientierungslosigkeit vieler Menschen heute besser begegnen. Doch seiner Ansicht nach sind die oft beklagten Austrittswellen aus der reformierten Kirche ein lokal beschränktes Phänomen. Auf globaler Ebene sei das Christentum mit seinen 2,5 Milliarden Anhängerinnen und Anhängern nach wie vor die grösste Weltreligion, und innerhalb des Christentums wachse der Protestantismus zurzeit schneller als der Katholizismus.

Unverrücktes Weltbild

Doch zurück zu Zwingli und zur Theologie: «Für den Reformator waren die Bibel und das Wort Gottes eins», sagt Konrad Schmid, «Zwingli war noch kein historisch-kritischer Bibelwissenschaftler.» Die Bibel war verbindlich, das Weltbild war noch unverrückt. Erst während der Aufklärung entwickelte die Theologie eine neue Bibelkritik. Die Bibel galt nicht mehr als allgemeingültiges Werk, das die ewige Wahrheit verkündete, man sah sie vielmehr als ein Buch, das Menschen vor gut 2000 Jahren geschrieben hatten und das man lesen und auslegen musste wie jedes andere Buch auch.

Dennoch ortet Konrad Schmid die Anfänge dieses kritischen Denkens bereits bei Ulrich Zwingli und dessen Bibelverständnis. Der Zürcher Reformator liess sich weder von kirchlichen noch weltlichen Autoritäten beeinflussen, er wandte vielmehr seinen eigenen Verstand an – was letztlich, so Schmid, dazu geführt habe, dass aus der theologischen Prophezei im Grossmünsterstift eine wissenschaftlich breit gefächerte Hochschule entstehen konnte. Denn erst die Suche nach dem tieferen Gehalt der – nunmehr historisch verstandenen – Bibel und die Absage an eine autoritäre Bibelgläubigkeit hätten es der Theologie erlaubt, die Naturwissenschaften gewissermassen freizugeben.

Erst dann konnte die Theologie es Disziplinen wie der Biologie, der Chemie oder der Astrophysik überlassen, den Ursprung des Lebens zu erklären, und sich auf die wirklich geistigen Themen konzentrieren. «Heute», sagt Schmid, «beschäftigt sich die Theologie allem voran mit den existenztiellen Fragen des Menschseins.» Damit hat sie noch für lange Zeit genug zu tun.

Kontakt: Prof. Konrad Schmid,
konrad.schmid@theol.uzh.ch

«Zwingli war ein Mann mit grossen Visionen. Als Gesellschaftskritiker setzte er sich für ein soziales Zusammenleben ein, das von Solidarität, Gerechtigkeit und Frieden geprägt sein sollte.»

Mona Velinsky (32) studiert im zweiten Master-Semester Theologie mit Vertiefungsrichtung Kirchengeschichte.

Gigantische Hochstapelei

Der Kalte Krieg hat während fast eines halben Jahrhunderts – von 1944 bis 1989 – die globale Politik dominiert. Es standen sich zwei völlig konträre ideologische, politische und wirtschaftlich Systeme gegenüber – hier der kapitalistische sozialliberal-demokratische Westen, dort der von der Sowjetunion dominierte kommunistische Ostblock. Diese beiden Blöcke hatten nicht nur Millionenarmeen, sondern zudem Atomwaffen, mit denen sie sich gegenseitig und die ganze Erde hätten auslöschen können. Weil dieser Kalte Krieg aber nicht direkt militärisch – mit Ausnahme von Stellvertreterkriegen – ausgetragen wurde, war er gemäss einer Definition von Mary Kaldor, Professorin an der London School of Economics, ein «imaginärer Krieg».

Doch dieser «imaginäre Krieg» war gleichzeitig ein «totaler» Krieg, in dem die beiden Seiten sämtliche verfügbaren materiellen, technologischen, intellektuellen und kulturellen Ressourcen mobilisierten, um ihn zu gewinnen. Er umfasste sämtliche Lebensbereiche und wirkte bis in den Alltag von Hunderten von Millionen Menschen hinein. Der «imaginäre Krieg» fand in Szenarien von Militärstrategen, Truppenübungen, rhetorischen Redeschlachten, Propagandafilmen, Spionage oder Zivilschutzübungen statt. Die Vorbereitungen dafür waren real, und er schloss auch die Möglichkeit eines Atombombeneinsatzes nicht aus. Er schuf eine Atmosphäre permanenter Angst. Der «imaginäre Krieg» legitimierte ständig höhere Rüstungsausgaben auf beiden Seiten. Der gigantische Rüstungswettlauf fand aber nicht nur unter den Atommächten statt, die meisten Staaten zogen mit und erhöhten ihre Militärbudgets massiv. Wer sich dieser Logik verweigerte, galt in der westlichen Welt als Helfershelfer des Kommunismus, in der östlichen als Lakai des Kapitalismus.

Die Welt in Geiselhaft

Das Leben im Kalten Krieg war geprägt von der Furcht vor einem Atomkrieg. Die Welt war gewissermassen in Geiselhaft der beiden Grossmächte. Die Drohung, Atomwaffen einzusetzen, bildete das entscheidende Strukturmerkmal des Kalten Krieges. Mit der Bewirtschaftung dieser Angst liessen sich immer höhere Militärausgaben rechtfertigen und die Motivation für den Militärdienst steigern.

Politische Führer waren angesichts einer möglichen Apokalypse zu Göttern geworden, die die Zukunft der Menschheit in ihren Händen hielten. Alles, was sie taten, musste respektiert werden, um eine noch grössere Katastrophe zu verhindern. Rückblickend kann der Kalte Krieg, so Mary Kaldor, als eine gigantische Hochstapelei bezeichnet werden. Die atomare Kriegsbedrohung war imaginär, doch die Schutzmassnahmen dagegen und die politischen Auswirkungen waren durchaus real. In der Schweiz hatte die Vorstellung, ein Atomkrieg sei zu führen, eine weltweit einzigartige Verbunkerung zur Folge. Für rund 110 Prozent der Bevölkerung gibt es heute einen atomsicheren Schutzplatz.

Politische Führer waren angesichts einer möglichen Apokalypse zu Göttern geworden, die die Zukunft der Menschheit in ihren Händen hielten.

In Europa wurde der Kalte Krieg nie heiss ausgetragen. Anders in Asien und Afrika, wo er als Stellvertreterkrieg geführt wurde. Nach 1945 kamen in der Dritten Welt in rund 150 Kriegen vermutlich 22 Millionen Menschen ums Leben. Der blutigste dieser Kriege war der Koreakrieg, bei dem auf beiden Seiten durch Massaker und Flächenbombardements durch die US-Luftwaffe in Nord- und Südkorea je rund eine Million Koreaner starben. Hinzu kommen 900 000 tote Chinesen und 54 000 gefallene Amerikaner. Der dreissig Jahre dauernde Vietnamkrieg war der längste und brutalste Stellvertreter- und Befreiungskrieg, in dem die Amerikaner glaubten, das Land nach der verheerenden Niederlage der früheren Kolonialmacht Frankreich 1954 vor dem Kommunismus bewahren zu müssen. In Vietnam starben 56 000 amerikanische Soldaten; auf der anderen Seite liessen zehnmal so viele Vietkong und nordvietnamesische Soldaten ihr Leben. Auf Vietnam fielen mehr Bomben als auf allen Schauplätzen des Zweiten Weltkrieges zusammen.

Höhepunkt des Kalten Krieges, als die Welt nur um Haaresbreite von einem Atomkrieg verschont blieb, war die Kubakrise 1962, als die Sowjetunion Atomraketen auf der Insel stationierte. Es dauerte sechs Tage, bis auf ein amerikanisches Ultimatum hin die Sowjets ihre Raketen aus Kuba abtransportierten. Fidel Castro hatte mehrfach Nikita Chruschtschow gedrängt, gegen die USA Atomwaffen einzusetzen, was der KPdSU-Generalsekretär jedoch als Ansinnen eines Wahnsinnigen erachtete.

«Tear down this wall!»

Mit dem 1980 gewählten republikanischen Präsidenten Ronald Reagan kam ein kalter Krieger an die Macht. Er erhöhte die amerikanischen Rüstungsausgaben massiv, so dass sie 1985 fast doppelt so hoch waren wie 1980. Es ging das Schlagwort vom «Totrüsten der Sowjetunion» um. Im November 1983 stimmte der Deutsche Bundestag der Stationierung atomarer Mittelstreckenraketen als Antwort auf schon früher aufgestellte sowjetische SS-20-Raketen zu. Dagegen gab es millionenfachen Protest, Friedensdemonstrationen in Hunderten von Städten in ganz Europa. Vorerst blieben sie ohne Erfolg. Erst im Rückblick meinte der damalige Staats- und Parteichef Michail Gorbatschow, dass dieser Protest einen Einfluss auf die Abrüstungsverhandlungen gehabt habe.

Die Beziehungen zwischen den Grossmächten waren so schlecht wie seit der Kuba-Krise nicht mehr. Das Eis wurde erst bei einem Treffen zwischen Ronald Reagan und Michail Gorbatschow 1985 in Genf gebrochen. Am 8. Dezember 1987 unterzeichneten Reagan und Gorbatschow den INF-Vertrag zum weltweiten Abbau all ihrer atomaren Kurz- und Mittelstreckenraketen und der zugehörigen Trägersysteme. Ein halbes Jahr zuvor hatte Reagan – gegen den Rat seiner Berater – am Brandenburger Tor in Berlin sich direkt an Gorbatschow gewandt und gesagt: «Tear down this wall!» Niemand hätte geglaubt, dass das gute zwei Jahre später Realität würde.

Als der INF-Vertrag am 1. Juni 1988 in Kraft trat, verfügten die USA und die Sowjetunion zu-

Bild: Eidgenössisches Departement für Verteidigung, Bevölkerungsschutz und Sport VBS

sammen über rund 3200 stationierte Atomsprengköpfe, wovon Russland etwa 1750 besass. Hinzu kamen noch etwa 10 000 gelagerte Atomsprengköpfe, die aktiviert werden konnten. Dieses Potenzial hätte die Erde mehrfach zerstören können, man sprach von «overkill». Die Gefahr eines atomaren Schlags hat fast ein halbes Jahrhundert lang das Tun der Menschheit überlagert; heute ist diese Angst weitgehend aus dem öffentlichen Bewusstsein verschwunden.

Zu Unrecht, denn dieses Atomarsenal besteht weiterhin und wird auch laufend modernisiert. Die Regierung von Friedensnobelpreisträger Barack Obama entschied, für Modernisierung und Miniaturisierung von Atomwaffen bis 2035 jährlich rund 18 Milliarden Dollar auszugeben. Vom einst erwogenen Verzicht auf den Ersteinsatz von Atomwaffen hat Obama Abstand genommen. Auch die russische Militärdoktrin von 2014 sieht einen atomaren Ersteinsatz als Option vor. Der Strategieexperte und frühere «NZZ»-Redaktor Bruno Lezzi meint: «Die Schwelle zum Einsatz von Nuklearwaffen könnte sich deshalb je nach Lage rapide senken.» Laut dem Stockholmer Friedensforschungsinstitut SIPRI besassen die neun Atommächte (USA, Russland, Grossbritannien, Frankreich, China, Indien, Pakistan, Israel, Nordkorea) im Jahr 2016 zusammen 15 395 Atomwaffen, wovon 4120 einsatzbereit und 1800 in höchster Alarmbereitschaft waren. Die USA und Russland besassen je rund 7000 Sprengköpfe.

Neuer Rüstungswettlauf

Von einer Abschaffung der Atomwaffen ist man heute weiter entfernt denn je, obwohl gewichtige Stimmen wie diejenige des früheren US-Verteidigungsministers William J. Perry das fordern. Man dürfe nicht die Fehler der Vergangenheit wiederholen und müsse diese «schlimmsten Waffen des Kalten Krieges» verschrotten, schrieb er vor einem halben Jahr in der «New York Times»: «In den vergangenen Jahren begannen Russland und die USA, ihre Atomarsenale aus dem Kalten Krieg wiederaufzubauen, und setzten die Welt der Gefahr eines gefährlichen neuen Rüstungswettlaufs aus. Aber wir müssen nicht das Drama des 20. Jahrhunderts wiederholen. Wir können Stärke und Sicherheit unseres Landes aufrechterhalten und dennoch die schlimmsten Waffen des Kalten Krieges beseitigen.»

Der Kalte Krieg bestimmte die Sicherheitspolitik, die Ideologie und teilweise die Wirtschaft bis 1991. Ist die damalige Konstellation mit den Krisenherden von heute vergleichbar? Wer heute von einem neuen Kalten Krieg spricht, verkennt die damalige Konstellation. Die Welt war geprägt von einer ideologisch völlig gegensätzlichen bipolaren Ordnung. Einst galt, sich politisch zu entscheiden: für das kapitalistisch-liberal-demokratische oder das planwirtschaftlich-sozialistische System. Die beiden Supermächte scharten Dutzende von affiliierten oder abhängigen Staaten um sich. Zwischen den USA und der Sowjetunion herrschte ein Wettbewerb auf allen Ebenen:

Frauen während einer Zivilschutzübung in den 1950er-Jahren.

politisch, kulturell, wissenschaftlich und militärisch, was in ein dramatisches Wettrüsten ausartete.

Im Gegensatz zu damals ist heute die Welt multipolar. Russland mag zwar der einstigen Grösse und Bedeutung nachtrauern und mit illegalen Militärinterventionen in der Ukraine, Syrien und auf der Krim die USA und die Nato ärgern, eine bedrohliche Konfrontation wie zu Zeiten des Kalten Krieges ist das nicht. Und es ist kein kommunistischer Staat mehr, sondern ein kapitalistisch-autoritär-oligarchischer. China ist pragmatisch genug, es bei seinem Expansionsdrang (vorläufig?) bei Nadelstichen zu belassen. Während sich im Kalten Krieg in Europa konventionelle Millionenheere gegenüberstanden, unterscheiden sich die heutigen (Stellvertreter-) Kriege dadurch, dass es meist hybride und unerklärte Konflikte sind. Wer Militärangehöriger und wer Zivilist oder Söldner ist, ist meist unklar. Kriege werden nicht erklärt, sondern eskalieren schleichend, wie der Konflikt in der Ostukraine.

Wieder Kalter Krieg?

Trotz grosser Unterschiede zur Zeit des Kalten Krieges gibt es gewichtige Stimmen, die einen neuen Kalten Krieg heraufziehen sehen. Eine davon ist Sven Olaf Petersson, Präsident des SIPRI. An einem Seminar des Schwedischen Friedensforschungsinstituts im vergangenen Mai sagte er: «Es mag etwas überspitzt tönen, aber wir haben einen neuen Kalten Krieg. Leider lehnt Russland die nach dem Ende des Kalten Kriegs etablierten Sicherheitsmechanismen wie die OSZE ab und versucht, seinen Einfluss in den Hinterzimmern seines Machtbereichs, wo es keine demokratischen Regierungen gibt und wo die Regimes den Befehlen Russlands zu gehorchen haben, zu verstärken. Wenn sich das verstärkt, wird es Gegendruck geben, was bedeutet, dass es mehr Aufrüstung geben wird, die Spannungen werden ansteigen. Dann werden wir zurück im Kalten Krieg sein.» Demgegenüber meinte Mary Kaldor an derselben Veranstaltung: «Es gibt viele Leute sowohl im Westen wie in Russland, die die Idee eines neuen Kalten Krieges begrüssen, weil das die Erhöhung der Militärausgaben rechtfertigt.» Das lenke aber von den wirklichen Problemen ab, etwa in der Ukraine. Die wirklichen Probleme seien eine allumfassende Korruption, eine mächtige Oligarchie oder eine mangelhafte Demokratie. Die gleichen Probleme fänden sich auch in Russland.

Der Kalte Krieg ist zu Ende. Ein neuer Kalter Krieg ist zum Glück trotz russischem Säbelrasseln und Nato-Drohgebärden (noch) nicht absehbar. Was bleibt als wichtigste Erkenntnis? Dankbarkeit, dass der Kalte Krieg nie heiss wurde. Hätte er die im Dürrenmatt`schen Sinn schlimmstmögliche Wendung genommen, wäre niemand mehr da, die Geschichte des Kalten Krieges zu schreiben. Die Menschheit hat – vorläufig – überlebt.

Der Historiker **Thomas Buomberger** ist Alumnus der UZH. Sein aktuelles Buch «Die Schweiz im Kalten Krieg 1945–1990» ist beim Verlag Hier und Jetzt erschienen.

Eine untergegangene Welt erforschen

Als Neunjährige kam Nada Boškovska aus Makedonien in die Schweiz. Heute erforscht die Historikerin die Geschichte des Balkans und Russlands. Ihre breiten Forschungsinteressen spiegeln ihre Biografie. Von Claudio Zemp

Ein alter Koffer, ein Schirm, ein paar bunte Mäntel. Leichtes Gepäck steht in der Garderobenecke im Büro von Nada Boškovska. Als ob die Geschichtsprofessorin gleich verreisen möchte. Doch sie hat keine Reisepläne, wie sie gleich klarstellt. Es sind nur Theaterrequisiten. Das Ensemble «Thorgevsky & Wiener» hat das Büro im Historischen Seminar zwischenzeitlich in Beschlag genommen, zum Proben. Die Theatergruppe führt zum Jahrestag «100 Jahre Russische Revolution» ein Stück auf, das Lenins folgenreiche Reise nach Russland nachzeichnet: Die szenische Zugreise «Zürich–Petrograd Einfach» ist eine Zeitreise mit Lenin, 100 Jahre danach.

Das Stück besteht aus historischen Texten, und es wurde mit Unterstützung der Lehrstühle für Osteuropäische Geschichte der Universitäten Zürich, Bern und Basel produziert. Die Uraufführung fand am 9. April in einem historischen Dampfzug statt, die Tickets waren innert zwei Tagen ausverkauft. Das Theater wird noch dreimal aufgeführt, im Juni in Basel und Zürich, im Oktober in Bern. Jedermann kann also die Zeitreise zum Anfang der sozialistischen Ära noch mitmachen. Selten war vergangene Weltgeschichte so niederschwellig und gefahrlos zu erleben.

Reise in die Enge

Nada Boškovska kam 1968 im Alter von neun Jahren mit ihrer Mutter aus dem jugoslawischen Makedonien in die Schweiz. Es war ein Einschnitt in einer glücklichen Kindheit: «Ich erlebte die Migration als grosse Entwurzelung». Ihr Vater, ein Elektromonteur, war sieben Jahre zuvor als Fachabeiter von einer Schweizer Firma abgeworben worden, jetzt folgte ihm die Familie in die Schweiz. Im kleinen Dorf in Makedonien waren sie zwar arm gewesen, aber sie hatten etwas Besitz, erzählt Nada Boškovska: ein Häuschen, einige Hühner und Schafe, zwei Kühe und ein wenig Land. In der Schweiz lebte die Familie in einer Mietwohnung im Aargau. Beim Akklimatisieren in der reichen Schweiz der Siebzigerjahre spürte das fremde Kind vorab die Enge: «Uns gehörte nichts, und mein Vater achtete immer darauf, dass wir uns völlig konform verhielten.»

Doch Boškovska kam im Schweizer System schnell zurecht, sie war bereits in der Primarschule eine sehr gute Schülerin. In der «Jugoschule» am Samstag lernte sie neben Deutsch auch Serbokroatisch; Makedonisch wurde damals noch nicht unterrichtet in den «Kursen für heimatliche Sprache und Kultur». Später, im Studium der Slavistik, lernte Boškovska Russisch und Tschechisch dazu. Doch ihr Hauptfach Geschichte interessierte sie mehr als die Literaturwissenschaften. Für Geschichte hatte sie sich bereits an der Kantonsschule interessiert, doch nicht ausschliesslich: «Nach der Matur war ich mir nicht sicher, was ich studieren wollte. Es hätte auch Medizin sein können.»

Präsente Vergangenheit

Am Anfang beschäftigte sich die Historikerin mit Russland. Das war eine bewusste Entscheidung. Doch auch Makedonien gehört mittlerweile zu ihrem Forschungsgebiet. Sie hat ein Buch über die makedonische Zwischenkriegszeit im Jugoslawien von 1918 bis 1941 geschrieben. Die osteuropäische Geschichte, Boškovskas Fachgebiet, ist nicht nur vielfältig, sondern auch besonders brisant, die aktuellen politischen Ereignisse verlangen nach Einordnung, sei es in Russland, der Ukraine oder in Ungarn. «Die Vergangenheit ist überhaupt noch nicht vergangen», betont die Professorin, die oft von Medien um eine Stellungnahme gebeten wird. Sie gibt gerne Auskunft. Mit ihrem Team verfolge sie die Aktualität ohnehin, sagte sie, und sie freut sich, dass ihre Expertise gefragt ist.

Im neu gegründeten Center for Eastern European Studies wird dieses Fachwissen an der UZH weiter gebündelt. Die Koordinationsstelle befindet sich im Aufbau, auch Forschende anderer Fächer und Fakultäten werden eingebunden. Im Fokus sind die aktuellen Entwicklungen in Russland und im Baltikum seit dem Zerfall der Sowjetunion, so Boškovska: «Es fehlt in der Schweiz diesbezüglich noch an Fachwissen, hier kann sich die Universität Zürich profilieren.» Oft wird sie von Medienvertretern gefragt, was morgen passiert und wie sich eine Krise wohl entwickelt. Boškovska antwortet dann jeweils lakonisch: «Ich bin für die Vergangenheit zuständig, nicht für die Zukunft.»

Leningrad vor der Perestroika

Als junge Historikerin absolvierte sie zwei lange Forschungsaufenthalte in der Sowjetunion. Für ihre Dissertation lebte Nada Boškovska von 1984 bis 1985 ein Jahr in Leningrad, kurz bevor unter dem letzten Generalsekretär Gorbatschow in der UdSSR die Perestroika einsetzte. «Ich bin froh, dass ich die Sowjetunion noch kennen gelernt habe. Wenn man das nicht erlebt hat, kann man es sich nicht vorstellen.» Dass das sozialistische System in weniger als einem Jahrzehnt der Vergangenheit angehören würde, ahnte damals niemand, sagt Boškovska: «Wenn jemand behauptet, dass er das Ende damals schon habe kommen sehen, dann lügt er.» Es sei ein System mit vielen Mängeln gewesen, aber niemand habe ahnen können, dass der Sozialismus so schnell verschwinden würde.

Die zweite Reise führte Boškovska nach Moskau in die Archive. Sie recherchierte dort 1989 und 1990 für ihr Buch über die russische Frau im 17. Jahrhundert (das Werk erschien 2015 auch in einer russischen Übersetzung). Es war die Zeit, als die Berliner Mauer fiel und im Baltikum für Unabhängigkeit demonstriert wurde. 1991 ging

> *«Ich bin froh, dass ich die Sowjetunion noch kennen gelernt habe. Wenn man das nicht erlebt hat, kann man es sich nicht vorstellen.»* Nada Boškovska

Website: www.hist.uzh.ch

Bild: Robert Huber

die Sowjetunion unter, kurz darauf brach der Jugoslawienkrieg aus, in dessen Folge der Staat Titos zerfiel.

Boškovska beschäftigt im Moment ein dunkles Kapitel der jugoslawischen Geschichte, das erst seit kurzem intensiver erforscht wird – das Regime der Ustaša im heutigen Kroatien. Die Achsenmächte Deutschland und Italien brachten diese faschistische Gruppierung im April 1941 an die Macht. Die Ustaša zog ein Terror-Regime auf und setzte einen Genozid in Gang, um aus Kroatien ein ethnisch reines Land zu machen. Die Herrschaft der Ustaša und der Genozid waren bis vor kurzem schlecht erforscht. «Es war ein nationales Trauma, das verdrängt wurde», sagt Boškovska, «die Sache war zu schmerzhaft, zu komplex, und zu viele Wunden waren noch offen.»

Nicht vor Emotionen gefeit

Auch in der Forschung in Westeuropa wurde der Massenmord an den Serben, Juden und Roma kaum zur Kenntnis genommen. Boškovska interessiert sich aber schon länger für das Thema, wobei sie vor allem erforscht, wie der Ustaša-Staat funktionierte und der Alltag unter dem Regime aussah: «Mich interessiert, ob der faschistische Staat Rückhalt in der Bevölkerung hatte und wie die nicht verfolgten Menschen diese Jahre erlebt haben.» Ein heikles Thema, das ein Gespür und historische Sorgfalt verlangt.

Eine gewisse Distanz ist auch sehr hilfreich, betont Boškovska, der die Rolle der unabhängigen Beobachterin behagt. Doch auch sie ist nicht vor Emotionen beim Lesen gefeit. Etwa als sie in den Memoiren einer jüdischen Familie in Zagreb las, wie diese die Flucht aufschob, weil noch fünf Paar Pyjamas beim Schneider waren. Wenn sich solch kleine, alltägliche Dinge mit existenziellen Fragen vermischen, manifestiert sich für die Historikerin der Kern des Menschlichen und Geschichte wird erlebbar.

Kontakt: Prof. Nada Boškovska, bonada@hist.uzh.ch

INTERVIEW

«Zeitungen werden nicht überleben»

Im digitalen Zeitalter wird es immer schwieriger, sich zu orientieren. Medienwissenschaftler Otfried Jarren und Journalist Casper Selg über die Zukunft der Medien. Von Roger Nickl und Thomas Gull

Herr Selg, Sie waren lange Jahre Auslandskorrespondent von Radio SRF und Redaktionsleiter der Informationssendung «Echo der Zeit», Ihr Name steht für aufgeklärten, kritischen Journalismus. Gehören Sie zu einer aussterbenden Spezies?

Casper Selg: Ich hoffe nicht, aber ich fürchte ja.

Weshalb?

Selg: Qualitätsmedien haben es immer schwerer. Sogar die «New York Times» hat Mühe. Qualitätsjournalismus ist heute immer schwieriger zu finanzieren, weil das Geld von den Zeitungsverlagen ins Internet abfliesst und weil die Nutzer immer weniger bereit sind, für Information zu zahlen.

Herr Jarren, teilen Sie diese Ansicht?

Otfried Jarren: Ja, durch die Digitalisierung funktioniert die Finanzierung der klassischen Medien nicht mehr. Selbst eine Zeitung, die nur digital verfügbar ist, kann über das Internet nicht genügend Erträge erwirtschaften.

Was macht guten Journalismus aus im Zeitalter von «Fake News»? Und weshalb braucht es ihn?

Selg: Den Menschen steht eine immer grössere Flut von Informationen zur Verfügung. Da wird es immer schwieriger, sich zu orientieren. Doch Orientierungspunkte, auf die man sich verlassen kann, sind wichtig. Denken Sie beispielsweise an die Verhandlungen der Schweiz mit der EU. Da gibt es unendlich viele Meinungen und Informationen. Da Orientierung zu schaffen, ist aufwendig und teuer, aber dringend nötig.

Ist diese Informationsflut nur negativ?

Jarren: Wir haben einen Überschuss an Meinungen, das macht die Orientierung schwieriger, ist aber demokratiepolitisch gut. Die Aufgabe des Journalismus, die Reduktion von Fakten wie von artikulierten Meinungen und das Herausarbeiten wichtiger Themen und Positionen, ist angesichts dieser neuen Vielfalt wichtiger denn je. Die Frage ist, wie das unter digitalen Bedingungen zu finanzieren ist. Mit der digitalen Verbreitung von Informationen hat sich die Marktstruktur fundamental verändert. Vorher hatten wir einen Angebotsmarkt, da haben die Anbieter bestimmt, zu welchem Zeitpunkt und Preis die Produkte verbreitet werden. Klassisches Beispiel ist die Zeitung. Heute haben wir einen Nachfragemarkt: Der Einzelne entscheidet mit seinem digitalen Gerät wie etwa dem Handy selbst, was ihn interessiert und was er konsumiert. Und er zahlt allenfalls für einzelne Leistungen. Das hat Rückwirkungen auf das journalistische Selektionsprogramm, die Medienangebotsstrukturen und somit auch auf die Angebote selbst.

> *«Der einzelne Nutzer weiss oft nicht, wer ihm welche Informationen und Meinungen anbietet und mit welchen Motiven.»* Casper Selg

Bislang haben wenige Medienhäuser allein entschieden, was publiziert wird. Das Internet hat diese Monopole aufgebrochen. Ist das nicht auch eine gute Sache, weil man dadurch mehr Transparenz erhält, selbst wenn auch Hässliches an die Oberfläche gespült wird?

Selg: Dass dadurch mehr Transparenz entsteht, würde ich bestreiten. Der einzelne Nutzer weiss oft nicht, wer ihm welche Informationen und Meinungen anbietet und mit welchen Motiven. Meist weiss man nicht, wer im Hintergrund steht und die Fäden zieht.

Wenn wir uns online informieren, ist oft schwierig zu entscheiden, was Fakten, Meinungen, Propaganda ist. Was bedeutet das?

Bilder: Ursula Meisser

«Das Geschäftsmodell der Medienverlage hat sich überlebt. Journalismus wird es aber weiterhin geben», Otfried Jarren (rechts) im Gespräch mit Casper Selg.

Jarren: Das Problem ist die Beglaubigung: Wer sagt uns heute noch, was sicheres Wissen ist? Bisher gab es ein ausgeprägtes institutionelles Vertrauen in den Journalismus und in die Medienhäuser, die dieses Wissen herstellten und vertrieben. Diese institutionellen stabilen und klaren Zuschreibungen werden in Frage gestellt durch die Möglichkeiten der Verbreitung von Informationen durch andere Akteure, die das Internet bietet. Meiner Ansicht nach stecken wir in einer Strukturkrise, denn es sind ja nicht nur die Medien, sondern auch andere Intermediäre wie Parteien, die ihre starken Vermittlungspositionen eingebüsst haben.

Was sind die Folgen dieser Krise?

Jarren: Die Medien als klassische Massenmedien werden nicht überleben. Zeitungen sind Produkte, die Themen aus Politik, Unterhaltung, Kultur mit Werbung kuppeln und integral zu einem Preis verkaufen. Diesen Markt gibt es so nicht mehr, weil die Digitalisierung es erlaubt, journalistische Inhalte anders abzusetzen und individuell und selektiv zu konsumieren. Die Werbung und die Nutzerinnen und Nutzer werden bestimmen, wohin die Reise geht.

Herr Selg, teilen Sie diese dramatische Analyse?

Selg: Ich habe sie in dieser Dramatik so noch nie gehört. Ich denke aber auch, dass Zeitungen längerfristig ohne Unterstützung kaum zu halten sind.

Unter Druck stehen nicht nur die Zeitungen, sondern auch das Schweizer Radio und Fernsehen, dem die Initianten der «No Billag»-Initiative den Geldhahn zudrehen wollen. Was sind Motive dahinter?

> *«Wir stecken in einer Strukturkrise, nicht nur die Medien, sondern auch Parteien haben ihre starken Vermittlungspositionen eingebüsst.»*
>
> Otfried Jarren

Selg: Einerseits steckt die Idee dahinter, dass mehr Spielraum für private elektronische Medien entsteht, wenn die SRG nicht mehr da ist. Die Leute, die die «No Billag»-Inititiative lanciert haben, sind der heiligen Überzeugung, dass der private Markt alles besser macht als der Staat. Andererseits geht es um politische Motive: Poli-

Universität Zürich[UZH]

talk im turm

auch als Video-Podcast
www.talkimturm.uzh.ch

Mein Zwingli

Die Reformation in unseren Köpfen

Die Reformation prägt uns bis heute: Der religiöse Umbruch im 16. Jahrhundert hat Ressourcen für das irdische Leben freigesetzt, sagt der Theologe Peter Opitz. Der Historiker Jan-Friedrich Missfelder untersucht die Revolution der Sinne, die mit Zwingli in Zürich stattfand. Im Talk im Turm diskutieren Jan-Friedrich Missfelder und Peter Opitz mit den Moderatoren Thomas Gull und Roger Nickl über den Zürcher Reformator und die Reformation als kulturellen Wendepunkt.

Es diskutieren:
Der Historiker Jan-Friedrich Missfelder
und der
Theologe Peter Opitz

Montag, 29. Mai 2017
18.15–19.30 Uhr
Restaurant uniTurm
Rämistrasse 71
8006 Zürich

Türöffnung um 17.45 Uhr

Anmeldung unter
www.talkimturm.uzh.ch
Eintritt frei · Anmeldung erforderlich
Platzzahl beschränkt

«Es braucht weiterhin eine nationale journalistische Plattform, auf der man erfährt, was in diesem Land passiert.» Casper Selg

tiker und politische Parteien haben immer schon versucht, die Medien so zu gestalten, dass sie ihren Zwecken dienen. Das hat manchmal sehr gut funktioniert, wenn man sich etwa das Beispiel Berlusconi anschaut.

Für rechtskonservative Kreise ist die SRG Teil des «linken Medien-Mainstreams». Wie unabhängig ist sie tatsächlich?

Selg: Unabhängiger, als man denken mag: Im Vergleich mit anderen öffentlich-rechtlichen Fernsehstationen etwa in Frankreich oder Deutschland ist die SRG sehr unabhängig. Wir wurden und werden immer hart kritisiert, aber es wurde bislang kaum versucht, uns direkt politisch zu beeinflussen. In Deutschland etwa werden nicht nur die Intendanten politisch bestimmt, sondern auch der Posten des Chefredakteurs wird nach dem Parteibuch vergeben. Das war bei uns nie der Fall. Der Vorwurf, die SRG sei Teil eines linken Mainstreams, war meiner Meinung nach immer Unsinn. Der Mechanismus ist ganz einfach: Wenn ich mit einem Rechten ein kritisches Interview führe, fühlt er sich einem Linken gegenüber und reklamiert entsprechend. Umgekehrt ist es aber genauso.

Was wären die Konsequenzen einer Privatisierung der SRG?

Jarren: Die Privatisierung steht gar nicht wirklich zur Diskussion. Es ist eine kleine Zürcher Gruppe, die hier politisch agiert. Die politische Resonanz ist jedoch gering. Tatsache ist aber auch, wenn die No-Billag-Intitiative angenommen würde, müsste die SRG, aber auch die privaten Radio- und Fernsehstationen, die ebenfalls Gebührengelder erhalten, ihr Angebot drastisch einschränken und vielleicht sogar geschlossen werden.

Selg: Das würde bedeuten, dass es in der Schweiz kein politisch und kulturell vernünftiges Radio- und Fernsehangebot mehr gäbe. Nicht in der deutschen Schweiz und erst recht nicht in den kleineren Regionen. Im Tessin für 350 000 Menschen Fernsehen zu machen, das sich allein über den Markt finanziert, ist unmöglich. Es braucht meiner Ansicht nach weiterhin eine nationale Plattform – das kann die SRG, aber auch ein anderer Anbieter sein –, auf der man erfährt, was in diesem Land passiert. Wenn man davon ausgeht, dass es die anderen Qualitätsmedien aus wirtschaftlichen Gründen bald nicht mehr geben wird, wie das Herr Jarren prognostiziert, wird die Rolle einer solchen Institution umso wichtiger.

Welche Alternativen gibt es denn, wenn wir davon ausgehen, dass die klassischen Massenmedien aussterben, Herr Jarren?

Jarren: Wir sehen doch immer klarer, dass die Informationen, die es für eine funktionierende Gesellschaft braucht, ein öffentliches Gut sind, das sich unter digitalen Bedingungen über den Markt allein nicht mehr finanzieren lässt. Wir sollten deshalb publizistische, journalistische Plattformen schaffen, die von verschiedenen Anbietern genutzt werden könnten – etwa traditionellen Medienhäusern, Journalistengruppen oder Bloggern. Ein Herausgebergremium würde sicherstellen, dass die Anbieter gewisse journalistische Standards wahren.

«Informationen sind ein öffentliches Gut, das sich unter digitalen Bedingungen über den Markt allein nicht mehr finanzieren lässt.» Otfried Jarren

Wer würde diese digitale Plattform betreiben?

Jarren: Das wäre eine öffentliche Infrastruktur, wie auch die Wissenschaft, die mit ihren Bibliotheken oder Museen und mit ihren Angeboten für Kinder, Senioren, also die ganze Gesellschaft, eine Art öffentliche Plattform darstellt. Die Wissenschaft wird zwar öffentlich finanziert, doch sie ist staatsfern und verwaltet sich selbst.

Das ist eine neue Idee, die Sie da lancieren?

Jarren: Die Idee ist am Entstehen, sie soll künftig noch weiter ausgearbeitet werden. Das Prinzip dahinter ist dasselbe wie in der Wissenschaft: Man hostet für die Öffentlichkeit zugängliche Informationen. Auf diese Weise ist man nicht mehr von Verlagen abhängig. In der Wissenschaft wurden Open-Access-Plattformen gegründet, weil die Wissenschaftsverlage die Wissenschaftlerinnen

Fotomuseum Winterthur

Danny Lyon – Message to the Future

20.05.–27.08.2017

The Hobbyist

09.09.2017–28.01.2018

Fotostiftung Schweiz

Dominic Nahr – Blind Spots

20.05.–08.10.2017

Jakob Tuggener

21.10.2017–28.01.2018

terre des hommes schweiz Perspektiven für Jugendliche

Postkonto 40-260-2 | www.terredeshommesschweiz.ch

und Wissenschaftler jahrelang, hart und überspitzt formuliert, ausgeplündert haben. Zum Teil ist das heute noch so. Die Problematik ist im Medienbereich ähnlich. Nicht nur der Zugang zum Wissen, sondern auch zu zuverlässigen Informationen ist eine öffentliche Sache.

In der Medienwelt ist alles im Umbruch. Herr Selg, was heisst das für die Zukunft des Journalismus?

Selg: Ich glaube in der Tat, dass sich ganz viel verändert, dass in der Medienwelt kaum mehr ein Stein auf dem anderen bleibt. Ich hoffe aber, dass doch ein Paar Steine noch bleiben, wo sie sind. Wir brauchen Qualitätsmedien – sei dies nun die SRG oder eine mediale Plattform, wie sie Herr Jarren skizziert hat – die in dieser zunehmenden Flut von Informationen einen gewissen Halt, eine Orientierung und eine gemeinsame Basis ermöglicht und aufrechterhält. Wie sich der Journalismus weiterentwickelt, ist ganz schwer zu sagen. Wenn man von der aktuellen Situation ausgeht, müsste man annehmen, dass künftig immer weniger Journalisten mit immer weniger spezifischem Sachverstand immer mehr Produkte werden herstellen müssen und dass damit die Qualität weiter sinkt. Das ist weder für den Berufsstand noch für die Gesellschaft wünschenswert.

Wie sieht die künftige Medienlandschaft aus, Herr Jarren – Verlage scheint es, Ihrer Meinung nach, nicht mehr zu geben.

Jarren: Das traditionelle Geschäftsmodell der Medienverlage hat sich überlebt. Viele Verlage haben sich von ihren Idealzielen, von der Publizistik, verabschiedet. Es wird aber weiterhin Journalismus geben – den braucht die Gesellschaft. Er wird sich aber anders finanzieren müssen. Dazu gibt es auch schon Vorbilder – etwa Genossenschafts- oder Stiftungsmodelle. Zudem wird der öffentliche Bereich für Information und Kommunikation eine wichtigere Rolle spielen. Künftig wird sich der Journalismus weg vom Text zu anderen Formen der Informationsvermittlung entwickeln. Mediale Plattformen sind meiner Meinung nach die logische Konsequenz für die Herausforderungen, vor denen wir heute stehen.

Otfried Jarren

Der Professor für Publizistikwissenschaft an der UZH befasst sich mit Fragen des Medien- und Öffentlichkeitswandels unter digitalen Bedingungen. In einem SNF-Projekt wird derzeit der mediale Strukturwandel am Beispiel der Wissensvermittlung durch Zeitschriften analysiert.

Kontakt: o.jarren@ipmz.uzh.ch

Casper Selg

Ursprünglich Rechtsanwalt, war Casper Selg von 1980 bis 2015 Redaktor für internationale Politik bei Radio SRF. Er moderierte und leitete dabei unter anderem die Sendung «Echo der Zeit», war Mitglied der Chefredaktion und berichtete 13 Jahre lang als Auslandskorrespondent aus Washington und Berlin. Heute ist er freischaffender Journalist.

Kontakt: www.casperselg.ch

Tod eines Zynikers

Im packenden Romandebüt «Maiwald» des Rechtswissenschaftlers Oliver Diggelmann spürt ein Journalist dem Tod eines Psychiaters nach und stösst dabei auf die eigene bewegte Vergangenheit und die seiner Eltern. Von Roger Nickl

Maiwald ist tot. Klaus Maiwald, der beneidete Erfolgsmensch, der Platzhirsch und Frauenheld. Der Alt-68er, der durch die Institutionen marschierte und zum Klinikdirektor avancierte. Als Psychiater war er der Mann für das Abgründige, der Wissenschaftler und Experte, der für Medien und Öffentlichkeit scharfsinnig und redegewandt einordnen und kommentieren konnte, weshalb Menschen etwas Unmenschliches taten. Dass ein Mann wie Maiwald Selbstmord begeht, scheint völlig abwegig. Oder war sein Leben selbst nicht frei von Abgründen?

Das unerwartete Ableben des erfolgreichen Psychiaters ist nicht der einzige mysteriöse Todesfall in Oliver Diggelmanns literarischem Debüt «Maiwald», das Sozialroman und Krimi verbindet. Diggelmann ist heute Professor am Rechtswissenschaftlichen Institut der UZH. In den späten 1990er-Jahren war er als Gerichtsreporter für die «NZZ» unterwegs.

Journalist ist auch András Winteler, der Protagonist und Ich-Erzähler in Diggelmanns Roman. Winteler ist damit betraut, einen Nachruf über den prominenten Wissenschaftler und Seelenfachmann zu schreiben. Maiwald ist für ihn kein Unbekannter. Der Journalist war einst mit dessen Tochter Simone liiert, bis diese vor sechzehn Jahre völlig unerwartet aus seinem Leben verschwand und unter ungeklärten Umständen in den Anden umkam – verschleppt und ermordet von der kommunistischen peruanischen Rebellen des «Sendero luminoso», wie man erzählt.

Hausbesetzer und Polit-Aktivisten

Rebellen und Rebellionen bilden den Hintergrund von Oliver Diggelmanns Buch, das aus der Perspektive des 21. Jahrhunderts das Leben der 1968er- und 1980er-Generation beleuchtet. Die Recherchen zu Maiwalds Leben und Sterben wecken in András Winteler Erinnerungen an die eigene Jugend und schicken ihn auf die Suche nach sich selbst. In kurzen, atmosphärisch dichten und präzis geschriebenen Rückblenden führt uns Diggelmann zurück in die bewegten 1980er-Jahre – in die Zeit der Jugendunruhen, in der Jugendliche in Basel, Bern, Amsterdam, Hamburg, Berlin für mehr kulturelle Freiräume demonstrierten, Häuser besetzten und Zürich brannte. Hier wollten die Jugendlichen aus dem Staat Gurkensalat machen, sie forderten «freie Sicht aufs Mittelmeer» und kämpften für ein autonomes Jugendzentrum.

Im Umfeld der Hausbesetzer und milchbärtigen Polit-Aktivisten lernen sich der damals 14-jährige Teenager András und seine etwas ältere Mitschülerin Simone Maiwald kennen. Während der Besetzung der «Spinnerei», einer alten Fabrik, die einem Einkaufszentrum weichen soll, kommen sie sich näher – ein Liebespaar werden sie erst Jahre später.

«Die meisten sind für das Böse zwar zu träge, aber sie sind eben auch zu schwach für das Gute.»

Was aus Utopien wird

Auch Simone ist eine Rebellin. Sie führt einen permanenten Kampf gegen Autoritäten und für die aus ihrer Sicht gerechte Sache. «Die meisten sind für das Böse zwar zu träge, aber sie sind eben auch zu schwach für das Gute», sagt sie einmal zu András, und: «Wenn wir uns nicht wehren, sind wir mitschuldig.» András unterstützt sie bei ihren Aktionen mehr aus Zuneigung als aus Überzeugung. Und so demolieren die beiden Jugendlichen in einem Rachefeldzug das Auto eines ungeliebten Lehrers. Simone fliegt darauf von der Schule. Später, als 1989 auf dem Tiananmen-Platz in Peking die studentische Demonstration für mehr Demokratie blutig niederschlagen wird, wirft das Paar aus Protest mit Backsteinen die Fenster des chinesischen Konsulats ein – und verletzt damit einen schlafenden Nachtwächter und Familienvater. Der naive Glaube an das Gute und Richtige erhält einen tiefen Kratzer.

Nicht nur der jugendliche Geist der Revolte, auch die Frage, was aus den Utopien der Jugendzeit im Lauf des Lebens wird, durchzieht den Roman. «Was war bei mir geblieben, abgesehen von ein paar Aussenseiterthemen und dem unbestimmten Gefühl, irgendwie kritisch zu sein?», überlegt sich András an einer Stelle.

An ein besseres Leben, an eine menschlichere Gesellschaft glaubten auch die Eltern, als sie im Windschatten von 1968 zusammen mit anderen die Kommune am Ankerweg gründeten. Schon damals war Klaus Maiwald der Wortführer, «der Star der Truppe». Weshalb und woran dieses soziale Experiment letztlich scheiterte und welche Rolle dabei der Selbstmord seiner Mutter Agnes spielt, findet Journalist András Winteler bei seinen Recherchen zu Maiwalds unerwartetem Tod Schritt für Schritt heraus.

Und so wird der Reporter allmählich zum Kriminalisten in einem Fall, in dem alles mit allem zusammenhängt – das Verschwinden seiner Jugendliebe Simone, der Tod Maiwalds und seiner Mutter. Bei seinen Recherchen, in denen Winteler immer wieder jenseits der Legalität operiert, trifft er auf eine Mauer des Schweigens, die die ehemaligen Kommunenmitglieder verbindet, und auf eine Reihe enttäuschter und verlassener Frauen, die mit Maiwald ein Verhältnis hatten.

Allmählich ergibt die Spurensuche des Journalisten das Bild eines skurpellosen, allein auf sich selbst bedachten Machtzynikers. Zwar verkündete der jugendliche Maiwald selbstbewusst die Ideale seiner Generation, später erklärte er als Experte den Zeitungslesern eloquent die Abgründe der menschlichen Seele – allein, an seine Worte glaubte er selbst nicht. «Demütigung ist die gefährlichste aller Triebkräfte», lautet eine Erkenntnis des Psychiaters. Hätte er sie sich zu Herzen genommen, würde er vielleicht noch leben. Dann gäbe es aber Oliver Diggelmanns schönen und lesenswerten Roman wohl nicht.

Oliver Diggelmann: **Maiwald**; Verlag Klöpfer&Meyer, Tübingen 2017, 251 Seiten

Die Drogen und das Selbst

Psychoaktive Stoffe stellten die Psychiatrie in den 1950er-Jahren auf den Kopf. Eine kleine Menge an Chemikalien schien bei Persönlichkeitsstörungen zu wirken, die sonst oft mit risikobehafteten Elektroschock- oder Schlafmitteltherapien behandelt wurden. Doch bringen diese neuen Psychopharmaka das «wahre» Ich zum Vorschein, oder wird dieses durch die Drogen verfremdet?

Wie die neuen Stoffe unser Verständnis des menschlichen Selbst und dessen Krankheiten sowie den Umgang mit Patienten veränderten, hat die Historikerin Magaly Tornay untersucht. In ihrem Buch «Zugriffe auf das Ich» setzt sich Tornay mit den Wirren von Forschung, Klinik und Industrie auseinander, die damals um die neuen Psychopharmaka entstanden. Das Werk strotzt vor amüsanten Anekdoten: Bei ersten Versuchsreihen mit LSD gelang es den Forschenden beispielsweise kaum, die beschriebenen Bilder und Gefühlslagen der Testpersonen schriftlich festzuhalten – diese waren zu durcheinander und schweiften ständig ab. Die psychoaktiven Stoffe wurden auch an Tieren wie Spinnen erprobt: Koffein führte zum chaotischsten Spinnennetz, Marihuana zum schönsten und LSD sorgte für ein besonders regelmässiges Gewebe.

Fortan betrachtete die Wissenschaft die menschliche Psyche auch als Zusammenspiel von chemischen Stoffen, das man nun mit verschiedenen Präparaten beeinflussen und wissenschaftlich erkunden wollte. Dies führte in der Psychiatrie zu einem Perspektivenwechsel, weg von Einzelschicksalen zu einem grossen Gesamtbild: Patientinnen und Patienten und ihre jeweiligen Erkrankungen wurden immer mehr zu Datensätzen, die statistisch ausgewertet werden konnten. Immer wieder veränderte sich in diesem Prozess das Reden über das menschliche Ich, dessen Krankheiten und über die Beziehung von Psyche und Psychopharmaka. Diese Auseinandersetzung hält Tornay in ihrem Buch spannend und flott geschrieben fest. *Fabio Schönholzer*

Magaly Tornay: **Zugriffe auf das Ich.** Psychoaktive Stoffe und Personenkonzepte in der Schweiz 1945 bis 1980; Mohr-Siebeck, Tübingen 2016, 286 Seiten

Tingeltangel-Avantgarde

Im vergangenen Jahr feierte Zürich 100 Jahre Dada. Die Germanistinnen Ursula Amrein und Christa Baumberger konzipierten eine interdisziplinäre Ringvorlesung an der UZH und boten so der Öffentlichkeit einen Einblick in die aktuelle Forschung zum Thema. Zur Nach- und Weiterlese ist nun «Dada. Performance & Programme» erschienen. Der erste Teil des Buchs «Schauplatz Zürich» dreht sich um die Entstehungsgeschichte, um Gründungsnarrative und Gründungsmythen von Dada. Ursula Amrein beschreibt in ihrem Beitrag, wie sich das eigentlich anti-moderne, provinzielle Zürich auf dem Hintergrund des Ersten Weltkriegs zu einem wirkungsmächtigen Ort mit internationaler künstlerischer Ausstrahlung mausern konnte, als Hugo Ball und Emmy Hennings Künstler ins neu gegründete Cabaret Voltaire luden. Christa Baumberger wiederum stellt die dadaistischen Performances in den Kontext von Varietés, Tingeltangelkünstlern in den Gassen des Zürcher Niederdorfs und dem avantgardistischen Cabaret Voltaire.

Unter dem Übertitel «Zusammenspiel der Künste» sind Beiträge zu finden, die einen Blick auf verschiedene Kunstformen werfen – die Performance, die äusserst vielfältige dadaistische Tanzästhetik, die Filmexperimente von Hans Richter und die dadaistische Literatur, die mit ihrem Verfahren der Sprachzerlegung in kleinste Teile Fragen nach der Bedeutung neu stellt und Aspekte der postmodernen Zeichen- und Literaturtheorie vorwegnimmt. Der dritte Teil widmet sich schliesslich der fruchtbaren «(Nach-)Geschichte» von Dada in der Kunstwelt.

Mit seinen abwechslungsreichen Beiträgen, bestückt mit aufschlussreichem Dokumentationsmaterial und Bildern – etwa Rudolf von Labans Tanzgruppe, wie sie in Ascona auf blühender Wiese posiert, oder Hugo Ball im kubistischen Kostüm –, Videostills aus Hans Richters Filmen und Collagen von Hannah Höch lädt das Buch ein, die Dada-Zeit wie eine Revue im Kopf passieren zu lassen. *Simona Ryser*

Ursula Amrein, Christa Baumberger (Hg.): **Dada.** Performance & Programme, Chronos Verlag, Zürich 2017, 240 Seiten

Kranke Augen

Die Aquarelle und Farbstiftzeichnungen von Arthur Gloor sind ästhetisch, aber auch gewöhnungsbedürftig. Der Solothurner Augenarzt hat die Leiden seiner Patientinnen und Patienten zu Beginn des 20. Jahrhunderts akribisch festgehalten. Es sind kleine Kunstwerke, aber sie zeigen eben auch Augenerkrankungen, halten uns Leiden und Schmerz vor Augen. Der Nachlass von Arthur Gloor ist wohl einmalig: Seine Arbeitsjournale umfassen die Krankengeschichten von mehr als 40 000 Patientinnen und Patienten, die er von 1899 bis 1954 in seiner eigenen Praxis und am Bürgerspital Solothurn behandelte.

Zugänglich gemacht hat den jetzt in Buchform verdichteten Fundus sein Enkel: Balder P. Gloor war bis zu seiner Emeritierung Professor für Ophthalmologie an der UZH. In mehrjähriger Arbeit hat er die Aufzeichnungen seines Grossvaters gesichtet und ausgewertet – bis hin zu Statistiken der behandelten Krankheiten und Verletzungen. Der Hauptteil des Buches widmet sich den einzelnen Augenerkrankungen. Als Leser erfährt man dabei viel über die Krankheiten und die damaligen Möglichkeiten der Behandlung. Darin verwoben sind die Notizen von Arthur Gloor zu den Lebensumständen seiner Patienten.

In weiteren Kapiteln bettet der Autor die Berichte seines Grossvaters in den Kontext der Geschichte der Augenheilkunde ein – damals die erste Spezialisierung in der Medizin. Dabei ist für den Autor klar: Sein Grossvater war nicht nur ein begnadeter Zeichner. Das Zeichnen schärfte auch seine Beobachtungsgabe – damals der Schlüssel zur Diagnose. Die Akribie, mit der Arthur Gloor zu Werke ging, ist ein Glück für uns heutige Leser: Der sorgfältig gemachte Text- und Bildband erlaubt uns, in die Geschichte der Medizin wie auch in die Lebenswelt der Menschen der Region Solothurn in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts einzutauchen. Ein wertvolles Stück Zeitgeschichte. *Adrian Ritter*

Balder P. Gloor: **Augenheilkunde von 1899 bis 1954 – gelebt und gezeichnet.** Der Nachlass von Dr. med. Arthur Gloor-Largiadèr in der Zentralbibliothek Solothurn; EMH Schweizerischer Ärzteverlag AG, Basel 2017, 651 Abbildungen, 495 Seiten

SCHLUSSPUNKT von Simona Ryser

Vater Zwängli

Mein Vater war streng. Seine Sätze duldeten keine Widerrede. Seine Verbote sprach er kategorisch. Es gab viele Dinge, die ich nicht durfte, weil es sich nicht gehörte. Sowas macht man nicht. Ich durfte keine Ohrstecker tragen. Die Fingernägel nicht anmalen. Mein Vater machte einen bösen Blick und schüttelte den Kopf. Nein. Ich fand das zwanghaft, zumindest zwänglihaft und insgeheim glaubte ich, das habe etwas mit Zwingli zu tun. Dieses rechtschaffene, anständige Leben, das keine Ausschweifungen duldete. Von irgendwoher kam das doch. Wobei man Vater nie von Zwang, Zwingen und Zwingli sprach. Er ging auch nicht in die Kirche. Höchstens horchte er mich, die trotzdem die Kirchbank drücken musste, neugierig aus, was der Pfarrer denn am Sonntagmorgen gepredigt habe. Kopfschüttelnd winkte er aber immer gleich ab. Den Herrgott könne er auch im Wald treffen. Sprach's, packte seinen Sonntagsrock und trommelte die Familie zum Waldspaziergang zusammen.

Unvorstellbar, zum Frühschoppen zu gehen. Es gehörte sich nicht, die Beiz zu besuchen. Ein Bier zu trinken. Nach Rauch stinkend heimzukommen. Ich musste es heimlich tun. Meine Eltern gingen nie aus. Fast nie. Allerdings einmal. Einmal im Jahr, als liesse sich die ganze Abstinenz mit einem Abend kompensieren, lockerte sich der Ausgehunwille meiner Eltern. Dann, wenn die Kilbi im Dorf fürs Wochenende Halt machte. Wenn die Schausteller kamen und das Karussell, die Berg-und-Tal-Bahn und die Autoscooter auf dem Schulhof aufstellten. Da gingen wir hin. Am Samstagabend. Meine Eltern schauten zu, wie ich zuerst auf dem Karussell Runden drehte, wie ich, einige Jahre später, zu Kim Wildes «Dancing in the Dark» mit fliegenden Haaren auf der Berg-und-Tal-Bahn im Tunnel verschwand und nach wenigen Sekunden am andern Ende mit roten Wangen wieder auftauchte. Den Blick verliebt auf die Welt und die Jungs gerichtet, denen die ersten Pickel im Gesicht spriessten.

Vielleicht fuhr mein Vater gar noch eine Runde Autoscooter, aber nein, wahrscheinlich stand er nur am Rand und beobachtete die jungen Männer, die sich gegenseitig anfuhren. Unvorstellbar, dass Zwingli so etwas geduldet hätte. Oder vielleicht doch? Danach setzten wir uns jedenfalls auf eine der wackeligen Festbänke am Rand des Festgeländes und bestellten uns eine Wurst. Mein Vater ass einen Cervelat, meine Mutter und ich teilten uns eine Bratwurst mit Brot. Dazu gab es roten sauren Wein, der meinen Eltern die Röte ins Gesicht trieb. Bevor wir uns glücklich und trunken von Lichtern, Wein, Wurst und Musik auf den Heimweg machten, kauften wir noch türkischen Honig und Magenbrot. Zuhause hockten wir uns an den Küchentisch und vernaschten mitten in der Nacht das klebrige Zeug. Am nächsten Tag waren die letzten Spuren dieses ausschweifenden Samstags verschwunden.

So war das gewesen, als die Kilbi noch im Dorf war. Unterdessen hat sich vieles geändert und ich bin den Zwängen meines Vaters längst entwachsen. Ich gehe ohne mit der Wimper zu zucken in die Beiz, male meine Nägel bunt an, trage zwar keine Ohrstecker, aber üppigen Ohrenschmuck. Genaugenommen ist mein ganzes Leben irgendwie ausschweifend geworden, ohne dass ich es bemerkt hätte. Ich trinke auch unter der Woche mal einen guten Wein und Wurst und Süssigkeiten verspeise ich gerade so nach Belieben. Und wenn ich es mir genau überlege, wünsche ich mir zuweilen meinen Vater mit seinem Zwängli zurück. Genauso wie den einen Kilbi-Samstag im Jahr – mit den drei simplen Bahnen, der Wurst und den nächtlichen Süssigkeiten –, der in meiner Kindheitserinnerung so exklusiv leuchtet.

Simona Ryser ist Autorin und Sängerin. Im «Schlusspunkt» setzt sie sich jeweils literarisch mit dem Dossierthema des UZH Magazins auseinander.

Illustration: Gerda Tobler

ZKB Umweltdarlehen: Die günstigste Finanzierung
für nachhaltige Bau- und Renovationsprojekte.
Unsere Eigenheim-Experten beraten Sie gerne.

Die nahe Bank Zürcher Kantonalbank

Wer nicht regelmässig Zeitung liest, kann auch nicht wirklich mitreden. Profitiere jetzt von unserem günstigen Studentenangebot: studiabo.tagesanzeiger.ch

Du bist, was du liest. | Tages-Anzeiger